Einleitung

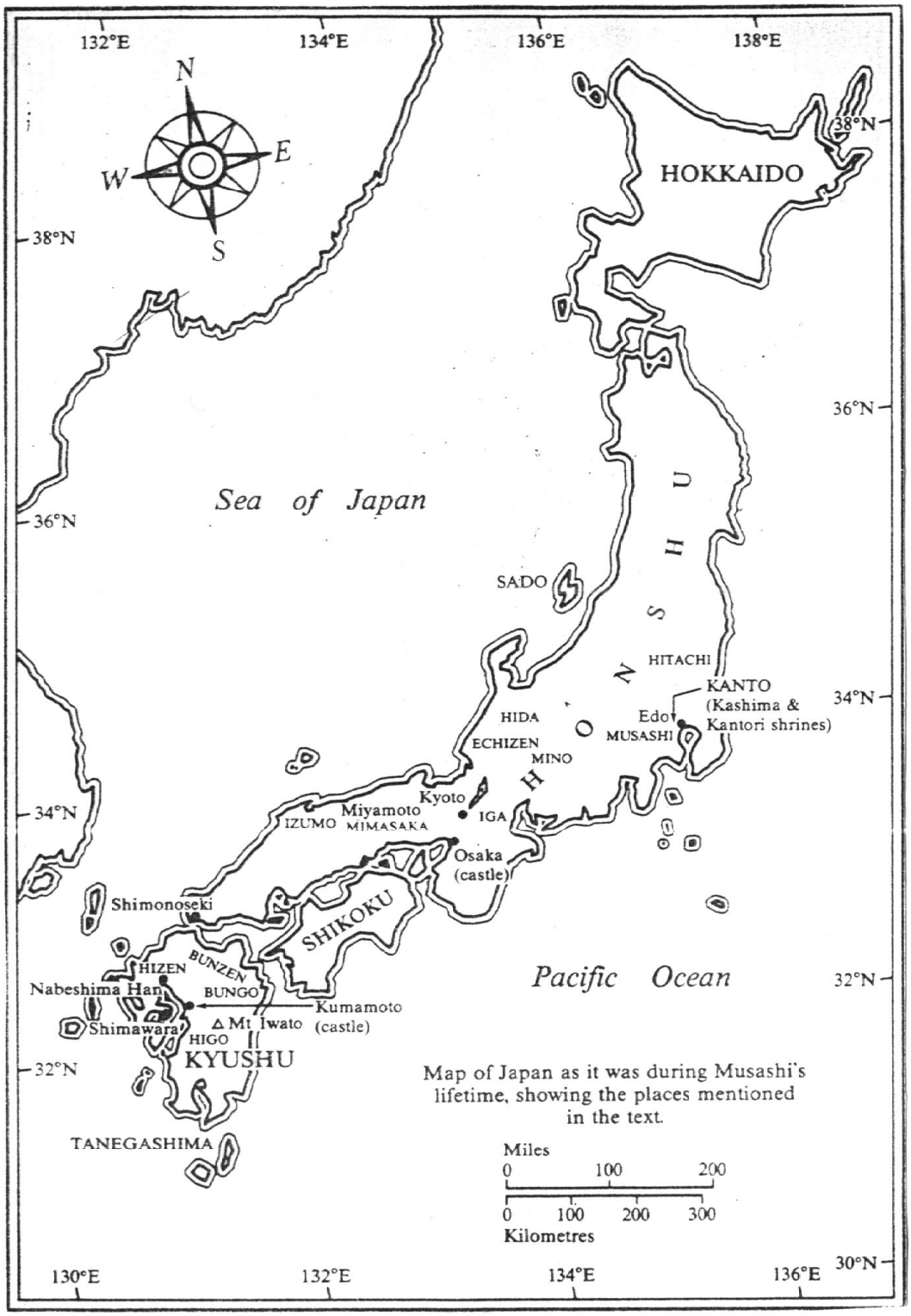
Ein Jahr bevor die Jahresarbeit anstand, begann ich *Iaido* zu trainieren. Als ich mich für ein Thema entscheiden musste, sah ich es als Chance, mich mit diesem komplexen Thema näher zu beschäftigen.

Die vorliegenden Seiten beschreiben Entstehung, Aufstieg und Fall des japanischen Kriegerstandes, der *Samurai*, über einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren. Die Arbeit soll deren Geschichte rekonstruieren im Spiegel der politischen Sozial– und Kulturgeschichte Japans. Dabei versuche ich den Bogen von den frühen Kriegern des 5./6. Jahrhunderts bis zur formellen Abschaffung der *Samurai* als sozialer Stand nach der Meiji–Restauration von 1868 zu spannen. Auch nach der Auflösung der *Samurai* als Herrschaftsstand lebt die ältere Ideologie des *Bushidô* („Der Weg des Kriegers“) im modernen Japan fort. Sie wurde gar zum Mythos dort, wo die Menschen versucht haben, ihre eigene Geschichte nach Maßgaben der *Samurai–Ideale* auszulegen und das Handeln der Menschen nach den alten Prinzipien auszurichten. Aus diesem Grund möge der Leser in diesen Seiten keine Militärgeschichte im weitesten Sinne erwarten. Nicht die Waffen, Rüstungen und Kampfweisen der Krieger bestimmen den Gang der Darstellung und die Anordnung der Kapitel, sondern die zu jener Zeit besondere Stellung der Samurai in Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur.

Als zweites Thema wählte ich den Geist des Zens im Wesen der *Samurai*. Dieses beschreibt die Auswirkung des Zen–Buddhismus auf den japanischen Kriegerstand. Darauf folgt die Beschreibung des Schwertes, die Schwertschmiedekunst und welchen Stellenwert das Schwert in der japanischen Gesellschaft hatte bzw. hat. Erst dann folgt die Erklärung: Was *Iaido* ist und was es bedeutet. Danach folgt die Veränderung des eigenen Alltags und des eigenen Ichs, das ich im Laufe des vergangenen Jahres selbst erleben durfte.
Diese Reihenfolge der Auflistung meiner theoretischen Arbeit habe ich gewählt, da ich es für wichtig halte zuerst die äußeren Umstände und die materiellen Dinge, die zur Entstehung von *Iaido* führten zu erklären und erst danach auf die höhere Kunst des *Iaido* einzugehen.

Samurai als Kalligraphiezeichen von takuan Soho Zenji gezeichnet.

Aufstieg und Fall der Samurai


132°E
134°E
136°E
138°E
N
E
W
S
38°N
HOKKAIDO
36°N
Sea of Japan
SADO
HONSHU
HITACHI
KANTO
(Kashima &
Kantori shrines)
34°N
HIDA
ECHIZEN
MINO
Edo
MUSASHI
Kyoto
IGA
Miyamoto
MIMASAKA
IZUMO
Osaka
(castle)
Shimonoseki
SHIKOKU
HIZEN
BUNZEN
BUNGO
Nabeshima Han
Kumamoto
(castle)
Shimawara
Mt Iwato
HIGO
KYUSHU
32°N
Pacific Ocean
TANEGASHIMA
Map of Japan as it was during Musashi's lifetime, showing the places mentioned in the text.
Miles
0
100
200
0
100
200
300
Kilometres
130°E
132°E
134°E
136°E
30°N

Krieger im alten Japan

„Trotz vieler Bemühungen hat die Archäologie, die japanische Frühgeschichte auch heute noch nicht gänzlich von Mythen und Legenden befreien können. Die Kenntnisse über das alte Japan entstammen chinesischen Dynastiegeschichten, wie dem „*Wa–chih*“ aus dem 3. Jahrhundert oder japanischen analen Werken, wie dem „*Kojiki*“ und dem „*Nihon–shoki*“, die im 8. Jahrhundert vollendet wurden. Sie waren politische Auftragsarbeiten und dienten dem seit 673 amtierenden *Tenno* Tenmu und seinen Nachfolgern zur Legitimation ihrer Herrschaft. Fakten und Fiktion sind in diesen Chroniken vermischt, was sie als historische Quelle vielleicht fragwürdig, aber nicht grundsätzlich unzuverlässig macht.“
(W. Schwentker , Die Samurai, C. H. Beck Wissen, Auflage 2 2004. S. 21)

Die Anfänge der Kriege: Die Yamato – Dynastie

Aus der genannten Quelle und diversen archäologischen Funden hat die Forschung über die Anfänge eines Kriegerstandes, den wir noch nicht mit den *Samurai* gleichsetzten dürfen, verschiedene Hypothesen entwickelt:

Am bekanntesten ist wohl die Annahme, dass es Reiterkrieger gegeben hat, die von Korea aus auf die südlichste Hauptinsel Kyûshû gelangten und von dort aus die japanischen Kleinstaaten der *Wa* unterworfen haben, bevor sie in Zentraljapan die Dynastie der Yamato errichteten.

Andere Forscher vermuten, dass es keinerlei Einwirkung von außen bedurfte, sondern dass sich die Entstehung berittener Kriegerverbände aus der Jagdtradition von selbst ergeben hat. Unbestritten ist jedoch, dass der kontinentale Einfluss in Japan gegen Ende des 4. Jahrhunderts (eine Zeit der Völkerwanderung in Asien) spürbar zunahm. Abzulesen ist dies im militärischen Bereich, unter anderem an der Art der Rüstungen. Die bekannten *Haniwa* (Tonfiguren) zeigen auch Krieger in Rüstungen, die denen der chinesischen und koreanischen Soldaten, mit ihren überbordenden Schulterklappen, auffallend ähnlich sind. Es spricht deshalb einiges dafür, wenn man die kontinental asiatischen Einflüsse für die Frühzeit der japanischen Militärgeschichte besonders betont.

In den alten Werken, in denen die Gründungsgeschichte Japans rekonstruiert und mythisch verklärt wird, tauchen auch die so genannten *Kume* (frühzeitliche Krieger) auf. Diese werden zunächst als wehrhafte Bergbauern in der Umgebung des heutigen Ôsaka dargestellt, die Gemüse und Getreide anbauten, der Jagd mit Fallen nachgingen und später (im Zuge der Etablierung kleinerer Lokalherrschaften) kürzere kriegerische Raubzüge unternahmen. Darüber hinaus sind in älteren Annalen Krieger erwähnt, die um die Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert in Korea an Kämpfen beteiligt waren. Es gilt als sicher, dass in diesen Jahrhunderten enge Verbindungen zwischen Korea und Japan bestanden und japanische

Militärverbände an der Seite von einem der altkoreanischen Staaten kämpften. Dieser musste sich nach jahrzehntelangen Auseinandersetzungen 663 dem ostkoreanischen Staat geschlagen geben, was dazu führte, dass der Yamato–Staat seinen Stützpunkt im südkoreanischen Minama verlor und viele Krieger japanischer und koreanischer Abstammung nach Japan zurückkehrten. Dass zu diesen Verbänden auch die *Kume–be* als militärische Berufsverbände gehörten, gilt als sehr wahrscheinlich. Sie übten jedenfalls im frühen Yamato Staat Kriegs,- Polizei,– und Henkersdienste aus. Als Berufsstand wurden sie aus politischen Gründen erst um 600 aufgelöst. In den späteren Chroniken hat man sie als „Vorbild des loyalen und heldenhaften Kriegers im Dienste des Kaiserhauses“ idealisiert.

Ab dem 6. Jahrhundert zeichneten sich erstmals die Grundstrukturen einer neuen politischen Ordnung ab. An der Spitze dieser Ordnung standen miteinander verbundene *Uji* (Sippen) der Oberschicht, die in Yamato (der Gegend um das heutige Nara) eine neue Dynastie gegründet hatten. Die Oberhäupter dieser Yamato–Regierung wollten nicht nur in ihren eigenen Territorien herrschen, sondern machten auch Herrschaftsansprüche auf das ganze Land geltend. Dort hatten bis dahin die Ältesten der Clans mehr oder weniger selbst regiert und sahen sich somit mit den neuen Herrschaftsansprüchen der Yamato–Dynastie konfrontiert. Diese wurden nun mit teils friedlichen Mitteln, teils mit Gewalt in die neue Ordnung integriert. Das damals beherrschbare Territorium (die südliche Hälfte der Hauptinsel Honshû sowie die anderen beiden großen Inseln Shikoku und Kyûshû) wurden in *Kuni* (Provinzen) unterteilt und die Führer der alten Sippen als *Kuni no Miyatsuko* (Gouverneure) eingesetzt. Ihre politische Macht wurde also nicht gänzlich in Frage gestellt; vielmehr schob sich der Zentralstaat als neue Instanz zwischen die Oberschicht und die handwerklichen und bäuerlichen Bevölkerungsgruppen, indem er die Leiter der neuen *Uji* mit neuer, zusätzlicher Autorität versah. Bis dahin hatten die Provinzen eigene Truppen aus wehrhaften Bergbauern gestellt. Nach außen hin nahmen sie militärische Aufgaben war, wie etwa die Mitwirkung an Eroberungszügen und die Verteidigung des eigenen Territoriums. Im Inneren hingegen übten sie polizeiliche und strafrechtliche Funktionen aus. Als Bezeichnung für diese Soldaten setzte sich in diesen Jahren der Begriff *Mononofu* durch, eine frühe japanische Lesart des *sino*–japanischen *Bushi* (Krieger). Ihre Zahl nahm jedenfalls im 6. Jahrhundert deutlich zu. Im Auftrag des Staates und der verschiedenen *Kuni* beteiligten sich die *Mononofu* an den Korea–Feldzügen und wirkten bei der Niederschlagung von Rebellionen mit. Sie sicherten darüber hinaus als Grenzgänger die Front gegenüber den „nördlichen Barbaren“, stellten die Gardetruppen bei Hofe und übernahmen als berittene Krieger die wichtigsten Botendienste. Gerade letzteres ließ sie Teil der mobilen Infrastruktur des sich formierenden Zentralstaates werden.

Diese fortschreitende Vernetzung von Herrschaftsinstitutionen setzte sich auch im 7.

Jahrhundert fort. Sie führte schließlich zur endgültigen Auflösung der Stammesherrschaften und zur Herausbildung einer neuen Gesellschaftsordnung, in der nun der Adel am Hof den Ton angab.

Der politische Umsturz des Jahres 645 stellte eine große Zäsur dar. Durch einen Herrschaftswechsel wurde die Residenz des neuen Kaisers, wie später noch oft, verlagert, und zwar vom Soga–Territorium in Asuka nach Naniwa, dem heutigen Ôsaka. Die neue Regierung kündigte im Jahre 646 einen großen politischen und sozialen Wandel an. Im Zuge dieser lang angekündigten Veränderungen, dem die Historiker den Namen „Taika–Reform" gegeben haben, wurde nach chinesischem Vorbild der gesamte private Landbesitz beschlagnahmt, in staatliches Eigentum überführt und auf der Grundlage von Katastern neu verteilt. Darüber hinaus wurde auch der private Besitz von Menschen verboten, wenn auch noch spätere Gesetze die „Unfreien" kannten. Die älteren Berufsverbände, wie die wehrhaften Bergbauern wurden ebenfalls abgeschafft, wodurch die Herrschaft der Clans entscheidend geschwächt wurde. Der Aufbau einer effizienteren Verwaltung von Residenz und Provinzen, ein neues Steuersystem und die Entsendung von verdienten Adeligen als Verwaltungsbeamte in alle Landesteile führte insgesamt zu einer deutlichen Stärkung des Zentralstaates.

Die Bedeutung des Militärs im Zentralstaat

Dieser Stärkung des Zentralstaates standen verschiedene Militärformen im 7. Jahrhundert zur Seite. Sie sollten nicht nur helfen, die neue Ordnung im Inneren zu verfestigen, sondern sollten den Staat in die Lage versetzen, sich einer möglichen chinesischen Expansion entgegenstellen zu können. Zu diesem Zweck hatte Kaiser Tenmu, sechs Jahre später (in einem speziellen Edikt) die Bedeutung militärischer Fragen für seine Regierung folgendermaßen bekräftigt: „Alle zivilen und militärischen Amtsträger sollen sich im Umgang mit Waffen und im Reiten üben. Pferde, Waffen und persönliche Ausstattung (Kleidung und Rüstung) muss in ausreichendem Maße gestellt werden. Wer ein Pferd besitzt, wird Soldat der Kavallerie, wer keines hat, gehört der Infanterie an". Die Oberaufsicht wurde einem eigens dafür berufenen *Hyôbushô* („Minister für Militärangelegenheiten") übertragen. Die Ausweitung der zentralen Kontrolle war dabei aber nur ein Zeichen für den militärischen Wandel. Wichtiger war ein zweiter Aspekt: Militärdienst war nun kein Privileg mehr und einem bestimmten Berufsstand vorbehalten, sondern wurde zu einer öffentlichen Aufgabe für alle. Dadurch wurden alle Männer im Alter zwischen 20 und 59 Jahren (außer Adelige und Kranke) zum Militärdienst eingezogen. Die aktive Dienstzeit der *Heishi* (Soldaten) betrug etwa 4 Jahre. Etwa 35 Tage im Jahr übten sich die Männer im Schwertkampf, absolvierten Wachaufgaben an den Vorratsspeichern oder begleiteten hochgestellte Beamte auf ihren

Reisen. Der Vorteil dieses Systems war, dass die soziale und ökonomische Basis der einzelnen Provinzen nicht dauerhaft gefährdet war, wenn etwa ein Drittel der Wehrpflichtigen Dienst tat. Zum Teil wurde auf persönliche Belange oder saisonale Besonderheiten, etwa auf Zeiten der Aussaat und Ernte, Rücksicht genommen.

Der frühe japanische Zentralstaat verfügte also nicht über ein konstantes Heer, sondern über ein Militärsystem, das sich vorwiegend, je nach Rang und Besitz, aus dem niederen Provinzadel und einer großen Zahl bäuerlicher Besitzer zusammensetzte. Die Führungs– und Aufsichtsränge waren natürlich den kaiserlichen Beamten vorbehalten, die entweder aus dem Hofadel kamen oder aus den älteren Führungsschichten der Provinzen. Eine militärische *Gun* (Einheit) konnte aus ca. 3000 bis 12000 Mann bestehen und wurde von einem *Shôgun* (General), einem *Fukushôgun* (Stellvertreter) und diversen Offizieren befehligt.

Am Sitz des jeweiligen Kaisers waren Elitetruppen stationiert. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, den Schutz des Kaisers zu gewährleisten, aber auch die aktive Teilnahme an höfischen Zeremonien sowie die Verrichtung von Wachdiensten an den Toren und in den Vierteln der Stadt.

Die Nara – Zeit

Bis zum 8. Jahrhundert war es in Japan nicht zur Herausbildung einer dauerhaften Hauptstadt gekommen. Jeder Kaiser wählte sich bei Regierungsantritt eine neue Residenz. Dies änderte sich erst mit der Errichtung von Heijôkyô, dem heutigen Nara, das nach chinesischem Vorbild errichtet wurde. Die großartige Pracht dieser Stadt war das auffälligste Zeugnis für ein gestärktes Selbstbewusstsein der Regierung und der Ausdruck für eine kulturelle Blütezeit. In diese Zeitepoche, welche die Historiker zu Recht mit dem Namen der Hauptstadt verbinden, fiel die religiöse Machtentfaltung des Buddhismus mit seinen zahlreichen Sekten. Japan schickte auch mehrere Gesandtschaften an den Hof der chinesischen *Tang*–Dynastie und lies so deutlich erkennen, wen sich die Gesellschaft im 8. Jahrhundert als Vorbild nahm. Gleichzeitig vergaßen sie jedoch nicht ihre eigene Herkunft und Kultur.

Das politische System und die soziale Ordnung basierten auf den Taihô– und Yôrô– Schriften, worin für das öffentliche Leben genaue *Ritsu* (Recht) und *Ry*ô (Verwaltungsvorschriften) niedergeschrieben waren. Ziel der gesetzlichen Vorgabe war es, die politische Macht des Kaisertums endgültig festzulegen und die Reste der lokalen Autonomie zu beseitigen. Die Gesellschaft wurde nach einem Idealbild in drei Gruppen unterteilt:

In den Kaiser und seine Familie,

in die freien Untertanen (*Ryômin,* wörtlich „ guter Mensch“), und

in die Unfreien (*Senmin,* „ schlechter Mensch“).

Der Aufbau der Verwaltung basierte auf chinesischem Vorbild, ging jedoch nicht ganz darauf ein. Dies kam unter anderem in der Anordnung der höchsten Staatsorgane zum Ausdruck, die in ein Amt für den kaiserlichen Shintô–Kult und in eine Behörde für die Regierung unterteilt waren:

Die Verwaltung der 66 Provinzen und Bezirke bestand aus dem Adel der Hauptstadt und aus alten lokalen Familienverbänden. So hatte die Regierung einen Weg gefunden neue Regierungsformen und alte Traditionen zu verbinden.

Jedoch war das Militärsystem das schwächste Glied des japanischen Zentralstaates. Denn die Bauern verließen nur ungern ihre Höfe, um an entfernten Orten und unter fremdem Oberbefehl ihren Dienst abzuleisten. Ihr großer Unmut wurde stärker als Regimentskommandeure die Fußtruppen nicht nur zu militärischen Zwecken, sondern auch als billige Arbeitskräfte missbrauchten. Dadurch waren Disziplin und Kampfgeist kaum vorhanden. Hinzu kam, dass die zu Fuße kämpfenden Bauern den berittenen mit Pfeil und Bogen kämpfenden Gegnern oft hoffnungslos unterlegen waren.

Das ganze 8. Jahrhundert hindurch versuchten die diversen Herrscher, die damit verbundenen Probleme in den Griff zu bekommen. Gegen Ende der Nara–Zeit waren es dann größtenteils ökonomische Gründe, die den Kaiser Kanmu im Jahre 792 (oder genauer, um einmal ein Beispiel für die japanische Chronologie der Ereignisse zu geben, am 14. Tag des 6. Monats im 11. Jahr der Ära Enryaku) dazu bewogen, die allgemeine Wehrpflicht abzuschaffen und durch die Aufstellung kleinere Eliteeinheiten zu ersetzen. Diese Maßnahme war ein Gebot der Not angesichts der großen Auszehrung seitens der Regierung. Der vorübergehende Umzug des Kaisers von Heijôkyô (heute: Nara) nach Nagaokakyô im Jahr 784 und die Errichtung einer noch prächtigeren Residenz in Heiankyô (heute: Kyoto) hatte Unsummen an Geld verschlungen. Hinzu kam die ebenfalls teure Niederwerfung der „ nördlichen Barbaren“ in der Tôhoku–Gegend. Auch Hungersnöte, Seuchen und Naturkatastrophen führten dazu, dass die „Staatskasse“ völlig aufgebraucht war. Der Staat stand im letzten Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts kurz vor dem Bankrott. Es musste also schnell und hart gespart werden, und was lag da angesichts der ruhigen politischen Lage näher, als die Kosten für einen ineffizienten Militärapparat drastisch zu senken!

Natürlich war einem so machtbewussten *Tennnô* wie Kanmu klar, dass er nicht völlig auf Streitkräfte, zu seinem eigenen Schutz und zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Stadt und Land, verzichten konnte. Kurze Zeit nach Abschaffung der Wehrpflicht verfügte er die Aufstellung von Spezialeinheiten, bestehend aus berittenen *Kondei* (wörtlich etwa: „kräftiger

Bursche“). Gemeint waren damit die Söhne und jüngeren Brüder der Distriktbeamten, die meist dem Stand der älteren lokalen Grundherren entstammten. Dies weist auf die Tradition und Kontinuität berittener Krieger in den verschiedenen Landesteilen hin. Aufgabe der *Kondei* war es, die Waffenlager, die Poststationen und die Hauptquartiere der Provinzverwaltungen zu schützen. Bemerkenswert ist, dass die in den alten Schriften genannten Zahlen nur von wenigen tausend Kriegern sprechen, welches eine erstaunlich geringe Zahl war. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass es außer den *Kondei* wohl auch noch andere berittene Krieger gab, die allerdings nicht über deren Autorität verfügten. Wo die Außengrenzen wirklich gefährdet waren, kehrten manche Provinzen bald wieder zur alten Wehrpflicht zurück. In anderen Regionen, wie zum Beispiel Hitachi, blieben die *Kondei* bis in die Zeit um 1300 ein wichtiger Ordnungsfaktor. Die historische Forschung sieht deshalb in diesen *Kondei* das bedeutsame Zwischenglied in der Militärgeschichte des alten Japan, das die Tradition der frühen Reiterkrieger des Yamato–Staates mit den Samurai des Kamakura–Shôgunats im 13. Jahrhundert verbindet.

Die Heian - Zeit

Der Umzug in die neue Hauptstadt Heiankyô im Jahre 794, deren Name „ Frieden und Ruhm“ verhieß, war der Beginn einer neuen 400 Jahre andauernden Epoche. Sie ist in den Lehrbüchern zu recht als eine kulturelle Blütezeit gepriesen, die erst mit der Einrichtung des Shôgunats in Kamakura in den Jahren 1185/92 zu Ende ging. Gekennzeichnet war diese Epoche durch verschiedene Merkmale. Die politisch und sozial dominierende Schicht war die höfische Aristokratie. Kulturell lehnte sich Japan an den alten Meister China an. Die Einstellung der Gesandtschaften ins Reich der Mitte im Jahre 894 deutete jedoch im politischen Bereich eine erste Wende hin zu größer Eigenständigkeit an. Die überwältigende Macht der buddhistischen Tempel mit ihren *Sôhei* (Mönchssoldaten) konnte nur vorübergehend eingedämmt werden. Zeitweilig durften die verschiedenen Sekten in der Innenstadt von Heiankyô keine Tempel errichten. So blieb die Trennung von Politik und Religion gewährleistet. Ökonomisch und rechtlich erlebte die Bevölkerung der Heian–Zeit eine schrittweise Aushöhlung der zentralstaatlicher Prinzipien und Institutionen. Dafür kam es in den Provinzen zu einer fortschreitenden Privatisierung von Land und Leuten.

Doch „Friede und Ruhm“ waren selbst in der Hauptstadt nicht von langer Dauer. Dies zeigt die recht wechselhafte Geschichte dieser Epoche. Geprägt war sie von teils öffentlichen, teils verdeckten Konflikten zwischen der kaiserlichen Familie und einflussreichen Adelssippen.

Dass der gesamtgesellschaftliche Wandel der Heian–Zeit auch Auswirkungen auf das Militär hatte, ist an sich nicht verwunderlich. Auffällig war, dass seit Mitte des 10. Jahrhunderts

Waffendienst nicht mehr an Personen gebunden war, sondern mit bestimmten Familien assoziiert wurde. Dies galt besonders für den sensiblen Bereich um die Hauptstadt und ihre Umgebung. Bis zum frühen 12. Jahrhundert dominierten die Krieger der Minamoto mit ihren Zweigfamilien Heiankyô, da sie politisch eng mit den Fujiwara–Regenten verbunden waren.

Im 7. Jahrhundert waren die militärischen Begleiter und Wachen der kaiserlichen Familie noch schlecht ausgebildet, darum wurden im Laufe der Heian–Zeit spezielle *Zuijin* (Eskorten) ausgebildet. Militärisch effizient waren sie nicht, gaben jedoch bei Zeremonien eine gute Figur ab. Deshalb wurden zusätzlich *Tsuwamono* (Söldner), oft die Söhne und Brüder angesehener Familien und die des niederen Hofadels angeheuert. Sie waren Soldaten, die zum Schutz der Metropole ausersehen waren und genossen bald ein hohes Ansehen.

Eine militärische Elite der besonderen Art waren ab dem 11. Jahrhundert die Wachtruppen für die abgedankten Kaiser, die man *Takigushi* (wörtlich: „Stufe des Wasserfalls“, benannt nach einem Teil des Palastes) oder *Hokumen* (wörtlich: „nördliche Seite“ in Anspielung auf die Wachen der nördlichen Palasttore) nannte.

Neben diesen *Miyako no Musha* (Militäreinheiten) in der Hauptstadt waren für die Entstehung der *Samurai*, als eine grundbesitzende Schicht mit militärischen Sonderaufgaben, andere Gruppen wichtiger. Zweifellos war die Aufstellung von Spezialeinheiten am Hof ein Zeichen für die fortschreitende Professionalisierung im militärischen Bereich. Dies war eine notwendige, aber noch keine hinreichende Voraussetzung für die Entstehung der *Samurai*. Entscheidend waren die sozialen und ökonomischen Veränderungen in den Provinzen, die Krieger auch zu Grundherren machte.

Die Samurai an der Macht

Seit der Mitte der Heian-Zeit (etwa um die Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert), entstand in Japan eine soziale Schicht, die sich aus Berufskriegern zusammensetzte. Diese standen im Dienste der Provinzialbeamten oder von Besitzern privater Grundstücke. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts konnten diese in den Provinzen residierenden *Samurai* selbst niedere Verwaltungspositionen erhalten. Sie konnten Ländereien erwerben, die ihnen von Magnaten oder hochgestellten Adeligen als Lohn für treue Unterstützung zunächst nur auf Zeit, später auch als erblicher Besitz übertragen wurde. Dadurch wurden die *Samurai* ein immer wichtiger werdender Machtfaktor in den einzelnen Provinzen, in der sie zu einer Art Ordnungsmacht wurden. Später griffen sie auch immer öfter in die Kämpfe um die Vorherrschaft über Kyoto ein.

Dort sah der vornehme Adel eher abgestoßen als dankbar auf die Emporkömmlinge herab. Denn die *Samurai* galten zu dieser Zeit noch als unkultivierte und brutale, bisweilen sogar als

blutbefleckte Zeitgenossen. Beim Einzug in die Hauptstadt zwang man sie deshalb, sich bestimmten Reinigungsritualen zu unterziehen. Doch der machtbesessene Adel konnte auf die Unterstützung der *Samurai* nicht länger verzichten. So griff mancher Kaiser auf die Unterstützung der *Samurai* zurück. So auch der „Klosterkaiser" Go–Shirakawa bei seinem Versuch die Regenten aus der Fujiwara–Sippe im Jahre 1156 zu entmachten. Er griff auf die Unterstützung zweier mächtiger Kriegersippen, der Taira (auch Heishi) und der Minamoto (auch Genji), zurück. Mit ihrer Hilfe gelang es dem abgedankten Kaiser seine Macht wieder zu erlangen. Ungelöst blieb aber am Ende dieses Konflikts das Kräfteverhältnis zwischen den „Klosterkaisern" und den großen Kriegersippen, zumal sich diese für ihre Loyalität nicht angemessen bezahlt sahen. Die Rivalität zwischen den Taira und den Minamoto brach deshalb schon vier Jahre danach wieder auf. Sie führte während der Heijin–Unruhe zu einem Sieg der Taira über die Minamoto.

Die Historiker haben diesen Konflikt anhand der beteiligten Familien den Namen Gempei–Krieg gegeben. Der Krieg zog sich über mehrere Jahre hinweg, bis die Taira in der Seeschlacht bei Dannoura 1185 endgültig von den Minamoto besiegt wurden. Danach ging der Führer der Minamoto, Yoritomo, rücksichtslos gegen mögliche Widersacher in der eigenen Familie vor.

Eine bewegende Legende schildert die Ereignisse dieser Zeit. Sie erzählt die Geschichte eines tragischen Bruderkrieges. Ihre Hauptfiguren waren auf der einen Seite Yoritomo, der politische Visionär und ungeliebte Staatsmann und auf der anderen sein jüngerer Bruder Yoshitsune. Er war ein brillianter Feldherr und der Liebling des Volkes. Doch er wurde gestürzt, als er sich auf dem Höhepunkt seiner Macht befand. Yoshitsune wurde von den Gefolgsleuten seines machtbesessenen Bruders erbarmungslos gejagt und von nahen Vertrauten hinterrücks verraten. Doch er starb aus eigenem Willen und in den Armen einer schönen Frau. Der bekannte Historiker Ivan Morris beschrieb ihn als „das vollkommene Beispiel gescheiterten Heldentums" und den berühmten Dichter Basho hat er noch 500 Jahren später zu einem seiner berühmtesten Kurzgedichte inspiriert:

Nur Sommergras
ist von den Träumen
der Krieger geblieben.

Durch den Machtantritt Yoritomos wurde eine neue Zeitepoche sowie eine neue Art der Regierung in Japan eingeläutet, das Kamakura–Shôgunat.

Der neue Herrscher Japans ließ sich von dem noch „amtierenden Exkaiser" den Titel *Sei Tai Shôgun* (wörtlich: „Großer General für die Vertreibung der Barbaren") verleihen. Dadurch entstand eine neue Regierungsform, das *Shôgunat* und durch die ebenso neu erbaute

Hauptstadt Kamakura der Name dieser Zeitepoche.
An der Spitze der neuen *Bakufu* (Militärregierung, wörtlich: „Zeltregierung“) bildeten sich drei größere Ämter: eines für die *Samurai Dokoro* (Vasallen Yoritomos), eines für allgemeine Verwaltung und ein oberster Gerichtshof. Yoritomo gelang es mit der Schaffung von neuen Institutionen seine Regierung auch über seine Amtszeit hinaus zu stabilisieren.

Durch Yoritomo wurde die Bevölkerung des Kamakura – Shôgunats in fünf Gruppen aufgeteilt:

- der Hofadel (*Kuge*)
- die buddhistischen Geistlichen und Shintô–Priestern
- die Krieger (Samurai im weitesten Sinne)
- das allgemeine Volk (Bauern, Handwerkern und Kaufleute)
- und die sozial deklassierten Pariaschichten

Eine deutliche Trennung zwischen *Samurai* und gemeinem Volk lässt sich zu dieser Zeit noch nicht überall ziehen. Die Grenzen waren fließend, da es den Bauern zu dieser Zeit noch nicht verboten war Waffen zu tragen. Eine solche Bestimmung existierte lediglich für die Residenz des Kaisers. Doch diese Bestimmung hatte in der Tat eine symbolische Bedeutung, denn sie gab der Absicht des *Bakufu* Ausdruck, den *Samurai* eine exklusive soziale und politische Position zu verleihen. Als Voraussetzung dafür galt vor allem der Besitz eines Pferdes und die Fähigkeit dieses auch unter Kampfbedingungen reiten zu können. Nur der berittene Krieger wurde letztlich als *Samurai* angesehen. Darüber hinaus wurde der Besitz von Waffen, insbesondere Pfeil und Bogen und auch Schwertern erwartet und natürlich auch das nötige Einkommen aus Grundbesitz, um jeder Zeit auch als Kämpfer zur Verfügung stehen zu können. Personell war die Begleitung mindestens eines *Kashi* oder *Rôtô* (ein Fußsoldat als einfachen Vasallen ohne blutverwandschaftliche Bindung) eine zwingende Voraussetzung dafür, als *Samurai* in die Schlacht ziehen zu können. Dessen Aufgabe bestand darin seinen Herren in der Schlacht vor hinterhältigen Angriffen von feindlichen Fußsoldaten zu schützen. Neben diesen Ausstattungskriterien mögen auch noch andere Maßstäbe den Status eines *Samurais* definiert haben. Der Historiker Ishii Susumu vermutet, dass auch die Familiengeschichte eine Rolle gespielt haben könnte.

Zu Beginn des Kamakura–Shôgunats stellten Provinzgouverneure für ihre Herrschaftsbereiche bestimmte Listen zusammen in denen *Samurai* als Krieger registriert waren. Die *Samuraifamilien* waren durch die Erschließung von Neuland zu größeren Ländereien gelangt und sie, oder ihre Vorfahren, hatten sich den Minamoto Jahrzehnte lang loyal verhalten und bekamen dafür eine schriftliche Garantie ihrer Eigentumsrechte. Im Gegenzug stellten diese,

im Falle eines Konfliktes, Truppen zur Verfügung und zogen für die Regierung in die Schlacht. Durch diese Besitzgarantien gelang es ihnen, ihre lokalen Herrschaftsbereiche gegenüber den verbliebenen staatlichen Gütern und privaten Grundherrschaften des Hofadels zu sichern. Mit der Rückendeckung der Regierung gelang es ihnen in einem sich über mehrere Jahrzehnte hinziehenden Prozess, sich immer größere Teile des Landbesitzes aus öffentlicher, als auch privater Hand anzueignen.

Die *Sôryô* (Patriarchen) der großen Kriegerfamilie genossen ein bemerkenswertes Maß an Unabhängigkeit der Regierung gegenüber. Seit dem 11. Jahrhundert hatten sich die Familienstrukturen in Japan stark gewandelt. Die älteren Sippen (*Uji*) hatten sich allmählich aufgelöst und kleineren *Ie* (Familienverbänden d.h. „Häusern“) Platz gemacht.

Der Verlust von Haus und Hof des Familienoberhauptes infolge von militärischen Niederlagen oder Misswirtschaft galt deshalb als besonders ehrrührig. Ein Patriarch einer Kriegerfamilie konnte auch selbst in einem Treuebündnis zu einem höher gestellten Herren stehen. Jeder repräsentierte seine eigene Familie mit der er durch Blutsbande verbunden war, wie auch kleinere *Samuraifamilien*, die zu ihm selbst in einer Treuebeziehung standen. Zu den Pflichten eines *Sôryô* gegenüber eines noch mächtigeren *Samurai* gehörte es Truppen zur Verfügung zu stellen. Dies konnten kleinere Familienverbände von wenigen Männern sein, aber auch größere *Bushidan* (private Militärverbände) von mehreren hundert Kriegern, je nach Größe des Machtbereichs der Familie. Dafür genoss ein *Sôryô* herrschaftliche Grundrechte innerhalb seines Territoriums, wie auch bestimmte Privilegien hinsichtlich der Erbfolge in seinem Haus. Wie er sein Haus wirtschaftlich, militärisch und nicht zuletzt moralisch führte, legten die Patriarchen meist in eigenen *Kakun* (Hausregeln) fest. Dies waren keine gesetzlichen Dokumente, sondern wurden auf mehr oder weniger literarische Weise die Ratschläge eines *Sôryô* für seine Nachfolger, meist der älteste Sohn, zusammengefasst und gaben seinen Wünschen für eine gute Entwicklung des „Hauses“ einen gebührenden Ausdruck. Noch zu Lebzeiten konnte der Patriarch seine Residenz, seinen von Bauern bewirtschafteten Hof und das grundherrschaftliche Territorium, seinem Nachfolger übertragen, wobei dieser unter anderem die Hausinsignien (meistens Schwerter) und eine Sammlung der Besitzurkunden erhielt. So blieben die nachfolgenden Patriarchen in den meisten Fällen in der eigenen Familie des lebenden *Sôryô*. Doch das Erbe der eigenen Familie zu hinterlassen hatte nicht immer etwas Gutes. Gab es denn zwei Erben, so galt es den Nachlass gerecht zu verteilen, und so verarmten viele Kriegerfamilien im Laufe des Kamakura–Shôgunats durch eben diese Erbteilung. Hinzu kam ein durchgreifender Wandel in Wirtschaft und Gesellschaft. Neue Anbaumethoden in der Landwirtschaft, wie etwa die sukzessive Bewirtschaftung des Bodens mit Reis und Weizen. Dies verbesserte die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln, bedeutete jedoch für die *Samurai* nicht zwingend eine Hebung ihres politischen Einflusses

oder ihres ökonomischen Wohlstandes. Im Gegenteil, aufbegehrende Bauern, machtbewusste Militärverwalter der großen privaten Ländereien und ein kaum zu kontrollierendes Banditentum machte es den Kriegerfamilien schwer, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Deshalb gingen die *Samurai* im Laufe der Zeit zum Alleinerbrecht über, so dass zumindest ihr gesamtes Vermögen erhalten blieb. Das beeinflusste allerdings den Familienzusammenhalt und die politisch–militärischen Kraftverhältnisse des Shôgunats. Die Seitenlinien eines *Samurai–Hauses* schlossen nun eher Bündnisse untereinander, als dass sie sich dem Patriarchen, von dem sie keinen Erbteil erwarten konnten, verpflichtet fühlten.

Die Abwehr der Mongolen - Invasion

Aber nicht nur im Inneren, sondern auch in seiner Beziehung zu den asiatischen Nachbarstaaten, sah sich Japan vor ganz neue Herausforderungen gestellt. Nachdem die Mongolen viele Teile des eurasischen Kontinentes unter ihre Herrschaft gebracht hatten, wollten sie nun auch das japanische Inselreich beherrschen. Die Boten des mächtigen mongolischen Königs Kublai–Khan wurden zuerst von der Regierung zurückgewiesen und bei ihrem zweiten Besuch getötet. Schriftsätze des Mongolenkönigs blieben unbeantwortet. Stattdessen bereiteten die Provinzgouverneure von dem Ozean angrenzenden Landesteilen mit ihren *Samuraifamilien* Befestigungsanlagen vor. Im Jahre 1274 rückte eine Flotte der Mongolen mit etwa 40 000 Mann gegen die südliche Hauptinsel Kyûshû vor. Bei der Verteidigung der Insel kam den zahlenmäßig unterlegenen *Samurai* ein schwerer Sturm zu Hilfe, der einen Großteil der Truppen Kublai–Khans vernichtete. Die *Samurai* nannten diesen Sturm *Kamikaze* („Götterwind"). Dieser sollte ihnen bei der zweiten Invasion einer übermächtigen mongolischen Streitmacht, die mit etwa 4500 Schiffen gekommen war, noch einmal zu Hilfe kommen. Er vernichtete zwischen 60 % und 90 % der mongolischen Soldaten, in jedem Fall mehr als 100 000 Mann. Die Vorbereitungen für einen weiteren Angriff der Mongolen wurden durch den Tod Kublai–Khan zunichte gemacht. Die *Samurai* hatten also gesiegt, sicherten jedoch über Jahre hinweg noch ihre Befestigungsanlagen auf Kyûshû. Das *Bakufu,* unter der Führung des Hôjô–Regenten Tokimune erlangte durch den Sieg über die Mongolen großes Ansehen, welches jedoch nicht von langer Dauer war. Denn viele *Sôryô*, die im Krieg ausserordentliche Leistungen mit ihren *Bushidan* erbracht hatten, verlangten nun ein großzügiges Honorar. Doch nach den Kämpfen gegen die Mongolen gab es kein neues Land zu verteilen. Zudem waren die Staatskassen durch die Errichtung teurer Befestigungsanlagen völlig verausgabt. Die Enttäuschung darüber war groß und das *Bakufu* verlor zunehmend an Autorität. Manche *Sôryô* reisten auf eigene Faust nach Kamakura, um ihren Lohn einzufordern. Das gelang jedoch den Wenigsten. Daraufhin verbündeten sich viele *Shugo* (Militärgouverneur) untereinander und verselbstständigten sich zunehmend. Dies trug

maßgeblich zur Zerstörung des Kamakura–Shôgunats bei.

Mit dem Untergang des Kamakura–Shôgunats begann eine neue Zeitepoche in Japan, das Muromachi–Shôgunat (benannt nach dem neuen Sitz des *Shôgun* in dem gleichnamigen Stadtteil von Kyoto) oder auch Ashikaga–Shôgunat (benannt nach dem Namen der Herrscherfamilie). Doch die großen Veränderungen dieser Zeit lagen nicht in der Hand der Herrscherfamilie, sondern vielmehr in den Händen der großen Kriegerfamilien der Provinzen. Sie erhielten eine bislang ungeahnte Autorität. Die Familien sonderten sich zunehmend mehr vom Zentralstaat ab, wodurch der Staat eine große Machteinbuße hinnehmen musste. Bauern schlossen vermehrt feste Bündnisse, um sich gegen die drückenden Abgabelasten des Staates zur Wehr zu setzen. Die Handwerker und Händler schlossen sich zu immer größeren Gemeinschaften (Gilden) zusammen und hielten in den größeren Dörfern und Burgstädten regelmäßig Märkte ab. Hafenstädte wie Sakai, in der Bucht von Ôsaka gelegen, entwickelten verkümmerte Formen von kommunaler Selbstverwaltung. Die Beziehungen zum Ausland, vor allem zu China, wurden über den Fernhandel wieder intensiviert. Dies alles war Ausdruck dafür, dass die politische, militärische und ökonomische Initiative nicht mehr allein von Kyoto, dem Sitz des *Shôgun* und des *Tenn*ô (Kaiser), ausging. Diese Auszehrung der Macht der Regierung zeigte sich nirgendwo deutlicher als an der formellen Spitze des Systems. Dort sanken die *Tennô* zu bloßen Marionetten der *Shôgun* herab. Dadurch kam es zu einer kurzzeitigen Spaltung des Kaiserhauses in ein Nord,– und ein Südhaus. Doch auch nach der Wiedervereinigung der beiden Häuser brachte es nicht den alten Glanz der *Tennô* zurück. Doch Streitigkeiten und Machtkämpfe waren auch unter den *Shôgun* keine Seltenheit. Manche der S*hôgune* waren sehr konservativ und hielten sich an die alten Werte der Minamoto, andere waren an politischen Dingen weniger interessiert und spezialisierten sich eher auf die Förderung „schöner“ Künste. Das Machtvakuum füllten in der Regel die ehrgeizigen Stellvertreter des *Shôgun* aus, die meist aus den vornehmsten Familien Japans stammten. Intrigen und der andauernde Kampf um den Einfluss in Japan endeten 1467 in einem elf jährigen Konflikt (Ônin–Krieg), der Kyoto zerstört zurückließ, und die beiden politischen Institutionen, Kaiserhaus und Shôgunat politisch bedeutungslos machten.

Das politische Geschehen verlagerte sich dadurch hauptsächlich auf die Provinzen, wo die Provinzgouverneure es verstanden hatten ihre Macht auszubauen, nachdem ihnen zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Erblichkeit ihrer Ämter zugestanden worden war. Auf Grund der ihnen zugefallenen Steuerbefugnisse konnten die *Shugo Daimyoô* bzw. ihre noch mächtigeren Stellvertreter ihre territorialen Einflussbereiche immer weiter ausbauen. Dafür mussten sie in der damaligen Hauptstadt Kyoto residieren. Dabei gerieten sie natürlich mit den *Jitô* (militärische Landverwalter), mit den *Kokujin* (Magnaten) und ihren Nachbarn in fortdauernde Konflikte. Diese Konflikte prägten nach dem Ônin–Krieg Staat und Gesellschaft Japans in

einer 100 Jahre währenden Epoche, die den Namen *Sengoku Jidai* („Epoche der kriegführenden Provinzen“) trägt. Zeitweilig herrschte in allen Landesteilen ein mit brutalsten Methoden ausgetragenen „Bürgerkrieg“ ,oder, wie man ihn richtiger nennen sollte, ein Krieg der Krieger untereinander.

Diese Zeit prägt noch immer unser heutiges Bild der Samurai!

Dieser Krieg im Inneren brachte mit den *Daimyô* („großer Name“) eine neue militärische Elite an die Spitze der Macht. Man unterscheidet dabei zwei Gruppen: Die *Shugo Daimyô* kehrten in die Provinzen zurück, verdrängten ihre Stellvertreter oder die lokalen Grundherren, hoben die verbliebenen *Shôen* (Grundherrschaften) auf und etablierten sich als neue autoritäre Territorialherren. Eine andere Möglichkeit war der Weg von unten. Den schlugen die *Sengoku Daimyô* (Landherren) ein. Sie erlangten den Stand eines *Daimyô* in ihrer Eigenschaft als Führer einer größeren Armee und besaßen demnach die Macht sich gegen die Ansprüche eines Shugo zur Wehr zu setzen.

Oft wurde der hier offizielle Machtinhaber gestürzt und von einem hochgestellten *Samurai* ersetzt, der sich als der militärisch fähigere erwies. Das Prinzip des *Gokoujô* (die Unteren revoltieren gegen die Oberen) hatte wie nichts anderes den Kriegerstand um 1500 geprägt. Nicht mehr verwandtschaftliche Bande oder Treueschwüre bestimmten den Weg der *Samurai*, sondern die Macht des Schwertes allein entschied nun über Sieg oder Niederlage, Leben oder Tod.

Die *Sengoku Daimyô* selbst verfügten wiederum über eine große militärische Autorität, die sich aus verschiedenen Rängen von *Samurai* zusammenstellte. Ihre Vasallen nannte man *Uchi no Mono,* am besten übersetzt mit „Insider“. Die Bezeichnung war nicht neu, sondern bezog sich auf eine seit dem 15. Jahrhundert bestehende Bezeichnung für den Vasallen eines Herrn. Dabei stellten sich unterschiedliche Abhängigkeitsverhältnisse heraus. Im Wesentlichen bestanden drei verschiedene Beziehungen zwischen Herren und Vasallen, bzw. zwischen entsprechenden Rängen. In einem bestimmten Treueverhältnis zu ihrem Herrn standen die *Fudai* oder *Kachi* („Hausleute“), die unter Umständen bereits seit mehreren Generationen einem Haus dienten und dementsprechende Ämter bekleideten. Nach ihnen kamen die *Kunishû* („Männer der Provinz“). Sie waren unabhängiger und demzufolge jederzeit in der Lage Allianzen mit anderen großen Kriegerfamilien oder benachbarten *Daimyô* einzugehen. Ihnen nachgeordnet waren die *Tozama* („Outsider“). Sie waren bewaffnete Grundherren, die von den *Sengoku Daimyô* im Verlauf des Krieges erst Niederlagen hinnehmen mussten und danach eher unfreiwillig in ein Treueverhältnis gezwungen wurden. Doch diese hier genannte Hierarchie galt nicht für alle Provinzen oder Territorien des Landes. Zu unterschiedlich waren die ökonomischen oder politischen Bedingungen jeder Region. Grundsätzlich kann man aber sagen, dass Familientraditionen oder ererbte Ämter immer mehr an Geltung verloren. Dafür

wurden die rein militärischen Kräfteverhältnisse wichtiger. Wo die *Bushidan* der späten Heian–Zeit und der Kamakura–Periode kaum mehr als 200 Mann stellten, besaßen die Territorialherren in der „Zeit der kriegführenden Provinzen“ Armeen von mehreren 1000 Männern.

Oft wird die „Zeit der kriegführenden Provinzen“ als ein Jahrhundert gesehen, das von Gewalt und politischem Chaos beherrscht wurde. Dies ist aber nur dann richtig, wenn man den Blick auf die politischen Organe richtet. Doch diese Zeit war auch eine Periode der verhaltenen Modernisierung in Japan. Die Steigung der landwirtschaftlichen Produktion, die Belebung von Handel und Gewerbe, die Erschließung von neuen Rohstoffen und vieles mehr führte in den Provinzen zu einem beachtlichen Fortschritt. Dies gewährleistete die Versorgung des *Bakufu* durch die Kriegsherren.

Auch in der Kriegsführung wurden große Veränderungen vollzogen. Immer größer werdende Armeen entstanden, was für die Kriegsführer bedeutete, ihre Heere strategisch und operativ klüger einzusetzen. Auch die Bewegung von großen Heeren mehrerer 1000 Mann erforderte einen höheren logistischen Aufwand. Den Fußsoldaten, die untereinander eigene Hierarchien ausbildeten, kam wieder größere Bedeutung zu. Der Grund dafür lag in der Einführung der Schusswaffen. Diese waren durch portugiesische Missionare nach Japan gekommen. Doch der Regierung gelang es, die Waffen 300 Jahre lang allein unter ihrer Aufsicht und Zustimmung herstellen zu lassen. Diese Beschränkung kam den *Samurai* sehr entgegen. Denn der Gebrauch von Gewehren verlangte dem Kämpfer in der Schlacht keinerlei Tapferkeit mehr ab. Denn selbst ein *Samurai* konnte von einem Bauern mit einem Gewehr getötet werden. Dennoch verschwanden die Gewehre nicht gänzlich aus Japan und dies trug schlussendlich maßgeblich zum Untergang der *Samurai* bei.

Der Kriegerstand als Verwaltungselite
Die Samurai in der Edo - Zeit

Das Mittelalter war in Japan eine Zeit sich fortsetzender Kriege und Machtkämpfe, in denen die *Samurai* ihrer ureigensten Bestimmung gerecht wurden und zur unbestrittenen militärischen und sozialen Elite aufstiegen. Politisch war das Land vor allem in der Periode des fast 100 Jahre währenden Kriegs in kleinere Herrschaften zerfallen. Unter diesen Bedingungen war es nicht nur fast unmöglich einigermaßen sicher zu reisen; auch Handel und Gewerbe wurden durch Zollschranken, unterschiedliche Währungen oder umherziehende Banditen behindert. Erst Oda Nobunaga (Kriegerfürst in Japan um die Mitte des 16. Jahrhunderts) und Toyotomi Hideyoshi (Kriegerfürst nach dem Mord an Oda Nobunaga) machten diesem Zustand in den japanischen Kernregionen ein Ende. Ihre Vision das Land zu

einen und zu befrieden nahm Tokugawa Ieyasu (Begründer des Tokugawa–Shôgunats um 1600/03 – 1867) auf und vollendete die Reichseinigung 1603 mit der Begründung eines neuen Shôgunats. Dieses Herrschaftssystem sollte 265 Jahre Bestand haben.

Zunächst hatte sich Ieyasu mit seinen Konkurrenten um die Nachfolge Hideyoshis auseinander zusetzen. In der Schlacht von Sekigahara siegte er im Jahr 1600 an der Spitze einer Armee von 70 000 Mann gegen eine feindliche Übermacht. Nach der Ernennung als *Shôgun* ging er daran, seine Macht zu sichern. Ein wichtiges Element war dabei der Aufbau eines zentralen Verwaltungsapparats in Edo, dem ehemaligen Hauptquartier der Tokugawa. Vor dieser Errichtung war Edo ein unscheinbares Fischerdorf gewesen und der Sitz des *Shôgun* aus der Familie Tokugawa gewesen. Dies gab der folgenden Periode ihren Namen (Edo–Zeit).

Ieyasu und seine Nachfolger vereinigten bald die gesamte Macht in Japan auf sich. Sie kontrollierten auswärtige Beziehungen, vereinheitlichten die Zahlungsmittel, Maß und Gewichte und beaufsichtigten die verschiedenen religiösen Gemeinschaften und ihre Ableger. Grundlage ihrer Macht war, dass sie in der Edo–Zeit die reichsten Grundbesitzer waren und ein Viertel des Landes ihr Eigentum nennen durften. Zu ihren Besitztümern zählte vor allem die reiche Kantô–Gegend mit ihren Silber– und Goldminen, die Ieyasu schon von Hideyoshi als Lehen für große Gefolgschaft erhalten hatte. Darüber hinaus besaßen die Tokugawa nach der Ausschaltung der Nachfahren Hideyoshis in den beiden Feldzügen von Ôsaka in den Jahren 1614/15 Ländereien in zahlreichen südwestlichen Provinzen Japans. Kyoto als Sitz des Hofes, Ôsaka als Zentrum von Handel und Gewerbe und Nagasaki als wichtigster Hafen wurden von den Tokugawa ebenso kontrolliert, wie der Regierungssitz in Edo, welcher sich in nur wenigen Jahren zu einer blühenden Metropole entwickelte. Es soll um 1800 bereits mehr als 1 Million Einwohner gehabt haben, vergleichbar mit London um diese Zeit.

Der neue Tokugawa–Staat ist in der historischen Forschung teilweise als absolutistischer Herrschaftsverband, ja sogar als Polizeistaat charakterisiert worden. Doch dies ist nicht vollkommen richtig. Das *Bakufu* bildete unter den Tokugawa ein zentralistisches Regime und die *Shôgune* in Edo zogen für administrative Aufgaben auserwählte *Samurai* heran. An der Spitze der Verwaltung existierte ein „Ältestenrat“, dem die verschiedenen Abteilungen für Finanzen, Tempel und Schreine oder für die Stadt Edo unterstellt waren. Ein „Rat der jungen Alten“ kümmerte sich um die Angelegenheiten der Vasallen der Tokugawa. Der *Ômetsuke* (Geheimdienst, Wörtlich „grosser Blick“) überwachte die öffentliche Sicherheit und Ordnung. Eine größere lokale oder nationale Polizeieinheit existierte allerdings nicht. In Edo waren zu Beginn des 17. Jahrhunderts nur etwa 250 *Samurai* für polizeiliche Aufgaben ausersehen, in einer Stadt von etwa 400.000 – 600.000 Einwohnern, eine vergleichsweise kleine und bedeutungslose Ordnungsmacht. Auch die *Daimyô*, die großen Lehnsherren in den *Han* (Provinzen), konnten ihre Herrschaft relativ selbstständig ausüben, solange sie sich dem

Bakufu gegenüber loyal verhielten. Wegen dieser genannten Fakten kommt es wohl der Sache näher, wenn man den Staat der Tokugawa als einen „neofeudalen Zentralstaat“ bezeichnet.

Die feudalen Elemente dieser Regierung kann man deutlich erkennen, wenn man auf die etwa 260 *Han* unter der Herrschaft der *Daimoô* blickt. Die Zahl der *Han* bzw. *Daimyô* schwanken, denn der *Shôgun* konnte in Ungnade gefallenen Vasallen die Lehen entziehen, diese teilen oder zusammenlegen. Als Lehnsherren wurden nur Männer anerkannt, die über einen Besitz von mehr als 10 000 *koku* (ca. 180 l. Reis) Ernteland verfügten. Die *Daimyoô* selbst waren in drei Gruppen unterteilt: Am nächsten standen dem *Shôgun* die *Shinpan* (Zweigfamilien) der Tokugawa. Es folgten die so genannten *Fudai Daimyô*, die sich bereits vor der Schlacht von Sekigahara in die Dienste und unter die Herrschaft der Tokugawa begeben hatten. Eine potentielle Gefahr stellte die dritte Gruppe dar, die etwa 100 *Tozama*, die sich den Tokugawa erst nach 1600 ergeben hatten. Die *Shôgune* entwickelten daraufhin eine ausgeklügelte Herrschaftskontrolle, indem sie die *Tozama* an den Rand ihrer Einflusszonen setzten und sie von Verwandten oder engen Verbündeten kontrollieren ließen. Somit konnten sich ihre alten Feinde nicht zu einem Umsturz gegen Edo zusammenschließen.

Im Jahre 1615 wurden die so genannten *Buko Shohatto* (Gesetze für den Kriegerstand) erlassen. Sie setzten die Rechte der *Daimyô* und deren Vasallen fest. Darin wurde den *Daimyô* beispielsweise verboten ihre Burgen weiter auszubauen oder Brücken ohne Genehmigung des *Bakufu* zu errichten. Den großen Territorialherren wurde im Jahre 1635 verboten große Schiffe zu bauen, die in der Lage waren, die militärische Vormacht der Tokugawa herauszufordern. Ebenso wurde das *Sanki Kôtai* (System der wechselnden Residenzen) für alle *Daimyô* eingeführt. Fortan mussten sie das eine Jahr in Edo verbringen, das andere in ihrem Lehensterritorium. Während ihrer Abwesenheit verblieben ihre Familien als Geiseln beim *Shôgun.* Diese Maßnahme schwächte die *Daimyô* politisch und wirtschaftlich sehr. Die Aufwendung für einen zweiten Haushalt in Edo und die aufwendigen Reisen zwischen der Heimat und der Residenz des *Shôgun* mit der gesamten Gefolgschaft kostete jedes Jahr ein Vermögen. Ein unbeabsichtigter, ökonomischer positiver Nebeneffekt dieses Systems war, dass es zu einer deutlichen Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur und zu einem lebhaften Austausch von Menschen und Waren kam.

Seit der Landung portugiesischer Missionare und erster Händler um die Mitte des 16. Jahrhunderts intensivierten sich die Beziehungen zum Ausland. Der Einfluss der Jesuiten und Franziskaner und der rege Austausch von Waren erfasste insbesondere den Südwesten Japans. Mehrere *Daimyô* aus dem Süden und ihre Anhänger traten zum Christentum über, um sich für ihre Geschäfte mit den portugiesischen und spanischen Händlern eine bessere Ausgangsposition zu schaffen. Dies war für den Prozess der Reichseinigung eine nicht zu unterschätzende Gefahr, weil das Christentum die Autorität Hideyoshis und der späteren

Shôgune untergrub.

All diese Entwicklungen führten schließlich dazu, dass die bereits von Hideyoshi eingeleitete Verfolgung der Christen im Shôgunat der Tokugawa erheblich ausgeweitet und verschärft wurde. Unter den Nachfolger Hideyoshis nahm die Christenverfolgung durchaus schreckliche Ausmaße an. So wurden christliche *Daimyô* verbrannt und ihre Vasallen und Missionare wurden grausam verfolgt. Seit 1629 war das "Bildertreten", die Zerstörung von Bildern und christlichen Symbolen üblich, um öffentlich zu bekunden, dass man kein Christ war. Nach einem Aufstand von etwa 20 000 christlichen Bauern wurde das Christentum in Japan vollständig vernichtet. Demnach mussten sich Japaner in buddhistischen Tempeln registrieren lassen und die Regierung leitete die offizielle Politik *Sakoku* (die Abschließung des Landes) ein. Kein Japaner durfte das Land mehr verlassen oder in sein Vaterland zurückkehren. Allen ausländischen Händlern, mit Ausnahme der Holländer und Chinesen, war fortan der Zugang zu japanischen Häfen verwehrt. Diese nach innen, wie nach außen gleichermaßen konsequent durchgeführte Maßnahme, haben sich schliesslich auch die *Samurai* im Südwesten Japans gebeugt und in die politische Ordnung des Tokugawa-Shôgunats integriert. Ein letzter Putschversuch unzufriedener *Samurai*, die durch die ständigen Veränderungen der Lebensverhältnisse ihre Herren verloren hatten, scheiterte 1651. Erst 200 Jahre später wurden die Tokugawa von den gleichen Kräften, den westlichen Mächten und aufständischen *Samurai* aus den südwestlichen Territorien, aufs Neue herausgefordert. Die Geschichte sollte jedoch dann einen ganz anderen Ausgang nehmen.

Herrschaft durch Status

Mit den Hideyoshis war eine ständige Separierung der japanischen Gesellschaft vorangetrieben worden, die unter dem Shôgunat der Tokugawa vollendet wurde. Die Bevölkerung wurde in vier formal voneinander geschiedene Gruppen unterteilt: An der Spitze aller Ränge standen die *Samurai* (*Shi*). Ihnen folgten im Rang die *Nô* (Bauern) und die *Kô* (Handwerker) als produktive Schichten. Den untersten Rang nahmen die *Shô* (Kaufleute) ein, die sich nach konfuzianischer Auffassung mit „schmutzigen Geschäften" befassten. Als Abschaum der Gesellschaft wurden die *Eta* (Unberührbaren; z.B. Bestatter, Gerber oder Müllmänner) gesehen.

Dieses berufsständische System war der Theorie nach stabil, da man aus ihm nicht austreten konnte. Der Rang alleine sagte demnach wenig über den sozialen Status aus. So konnte ein wohlhabender Handwerker mit einem gut gehenden Betrieb sehr viel wohlhabender sein als ein Türwächter aus dem *Samuraistand*. Macht und Status gehörten jedoch allein den *Samurai*. Rein äußerlich waren die *Samurai* von den Mitgliedern anderer Ränge leicht zu unterscheiden:

Nur den *Samurai* war es erlaubt einen Familiennamen zu tragen, die höher gestellten waren nach alter Tradition berittene Krieger, und einigen wenigen, natürlich den *Daimyô,* war es gestattet sich in Sänften transportieren zu lassen. Ein anderes deutliches Unterscheidungsmerkmal war das Tragen zweier Schwerter, einer besonderen Haartracht und ausgewählter Kleidung. Bauern, Handwerker und Kaufleute mussten den *Samurai* in der Öffentlichkeit Respekt bezeugen; andernfalls riskierten sie, für ihr Benehmen von ihnen gezüchtigt zu werden oder schlimmstenfalls sogar getötet zu werden.

Als Spitze dieser sozialen Pyramide stand am oberen Ende die kaiserliche Familie mit dem Hofadel.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts machten die *Samurai* mit ihren Angehörigen etwa 5–6 % der Bevölkerung von 25–26 Millionen Menschen aus, also etwa 1,5 Millionen. Es ist deutlich zu erkennen, dass der Anteil des „Kriegeradels" in Japan den in Europa deutlich übersteigt, da es in Europa, gemessen an der Bevölkerungszahl nur durchschnittlich 1–2 % waren. Es war deshalb nahe liegend, dass sich innerhalb des *Samuraistandes* bald eine merkliche soziale Differenzierung herausbildete, die sich zwar in erster Linie an Status, ererbtem Besitz und an Ämtern orientierte, dann aber auch das Ergebnis einer mehr oder weniger aufwendigen Lebensform wurde. Man kann also bei den *Samurai* noch weniger von einer homogenen Schicht sprechen als bei dem europäischen Adel.

Nach der Ausweisung der Missionare, der Niederschlagung der Rebellionen und der Abschließung des Landes erlebte Japan eine 200 Jahre andauernden Friedensperiode, wenn man von kleinen lokal begrenzten Protestbewegungen absieht. Aus dieser gegenüber dem Mittelalter veränderten Situation ergab sich die Frage, wie man 350 000 bis 400 000 Krieger, die keinen Krieg mehr führen mussten, sinnvoll beschäftigen konnte. Zwar hatten die *Samuraigesetze* zu Beginn der Edo–Zeit die älteren Traditionen des wehrbereiten Kriegers festgeschrieben und diese zur fortwährenden Übung an den Waffen verpflichtet. Doch mussten daneben auch noch andere Betätigungsfelder gesucht und gefunden werden. In der politischen Zentrale fanden die höher gestellten *Samurai* neue Aufgaben als politische Berater oder Zeremonienmeister. Viele andere wurden in der Verwaltung beschäftigt, z. B in den diversen juristischen Einrichtungen oder zur Beaufsichtigung religiöser Einrichtungen. Die beruflichen Möglichkeiten in den *Han* waren noch breiter gefächert, aber sie eröffneten nicht unbedingt sinnvollere Tätigkeiten. Viele der Tätigkeiten denen die *Samurai* nachgehen mussten waren überflüssig. Trotzdem mussten sie bezahlt werden und einen Teil ihres eigenen Gehalts an Subvasallen und Dienstleute weiter geben. Gleichwohl lungerten viele auch einfach nur herum, vergnügten sich in Teehäusern und Bordellen der Burgstädte und warteten auf einen Notfall, der einfach nicht eintreten wollte.

Das Shôgunat im Niedergang

Der Kriegerstand verarmte zunehmend, und die Gefahr, dass die Einheit von Gesellschaft und Staat auseinander bricht, konnte man sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch nicht recht vorstellen. Dies wurde jedoch einhundert Jahre später zur Gewissheit. Die ökonomischen Schwierigkeiten machten vor keinem Rang halt.

Die Gründe für diesen Prozess immer fortschreitender Verschuldung waren vielfältiger Natur. An erster Stelle wird von Zeitgenossen damals und von Historikern heute das System der wechselnden Residenzen genannt. Was ursprünglich von den Tokugawa als raffiniertes Instrument der Kontrolle über mögliche Herausforderer angesehen wurde, war schon im 17. Jahrhundert zu einer drückenden Last geworden. Den Zwang der *Daimyô* zur doppelten Haushaltsführung verschlang Unsummen von Geld.

Ein weiterer Grund für die Verarmung der *Samurai* lag in den wachsenden Ausgaben als Folge der veränderten Lebensbedingungen. Im Zuge der Reichseinigung hatten die *Samurai* die Kontrolle über ihre Ländereien verloren. Sie waren im Shôgunat zu einer städtischen Elite geworden. In den Burgstädten der *Daimyô* und in den zentralen Regierungsbehörden fanden aber nicht alle eine Anstellung. Das öffentliche Erscheinungsbild der Vasallen war deshalb wesentlich von den so genannten *Hirazamurai* geprägt, gewöhnliche *Samurai* ohne Amt und Land. Die Verführung durch die Luxusgüter, die in den Städten feilgeboten wurden und das reiche Maß an Unterhaltung ließ die Ansprüche steigen und den Geldbeutel leer werden.

Naturkatastrophen, Geldentwertung und Reduktionen der Reisdeputate auf der einen Seite, Müßiggang und Verschwendungssucht auf der anderen stürzten den *Samuraistand* ab Mitte des 18. Jahrhunderts in eine finanzielle Dauerkrise.

Mit der anhaltenden Auszehrung der Samurai–Haushalte ging der Verlust an sozialem Ansehen einher. Von dem Umstand, dass zahlreiche *Han* (Bezeichnung eines Territoriums unter der Herrschaft eines *Daimyô*) im 18. Jahrhundert mehr als 50 % ihrer Lehen in Reis über Darlehen finanzieren mussten, profitierten vor allem die Händler. Es kam vor, dass sich auf der Straße nicht die Kaufleute vor den *Samurai* verbeugten, sondern umgekehrt – ein für die Zeitgenossen des frühen 17. Jahrhunderts unvorstellbarer Vorgang. Der Verlust an öffentlichem Ansehen entsprach nicht dem Gesetz, wohl aber der sozialen Wirklichkeit. Damit einher ging die Auflösung der ständischen Beschränkungen in Berufswahl und Heiratsverhalten. Manchen *Samurai* schien es besser, auf Rang und Ruf zu verzichten, um stattdessen als Handwerker oder Kleinhändler ein gesichertes Einkommen zu haben. Umgekehrt fanden Geldverleiher und wohlhabende Großbauern gefallen daran in den Stand der *Samurai* aufzusteigen.

Dem ökonomischen und sozialen Niedergang der *Samurai* sind das *Bakufu* in Edo und die *Daimyô* in den Provinzen mit verschiedenen Reformprogrammen entgegengetreten. Das Hauptaugenmerk lag bei all diesen Maßnahmen auf der Sanierung der öffentlichen Finanzen, die ausschließlich für die Finanzierung der Vasallen herangezogen wurden. Mit der Erhöhung der Geldmenge, mit Preismanipulationen oder mit den exklusiven Vergaben von Handelslizenzen sollten die Einnahmen vermehrt werden. Im Zuge der Kansei–Reformen wurden den *Samurai* 1789 alle seit sechs Jahren aufgelaufenen Schulden per Diskret erlassen. Der Effekt dieser Maßnahme war jedoch verheerend. Das Vertrauen der Kaufleute in diese halbstaatliche Kreditwirtschaft war nachhaltig zerstört. Sie hielten sich fortan mit der Gewährung weiterer Gelder zurück.

Nach einigen Jahren drehte sich jedoch die Schuldenspirale weiter. Alle Versuche im frühen 19. Jahrhundert die Not der *Samurai* zu lindern, scheiterte immer wieder an den strukturellen Defiziten der sozialen und politischen Ordnung. Die *Samurai* blieben der unproduktivste Stand und sie kosteten das meiste Geld. In einem letzten großen Reformvorhaben schlug Mizuno Tadakuni seit 1841 eine härtere Gangart ein. Mehr als 1000 *Samurai* wurden von den Behörden „freigesetzt“, der Rest musste große Gehaltseinbußen hinnehmen. Helfen konnte dies jedoch alles nichts mehr.

Die Ankunft der „Schwarzen Schiffe“ 1853

Seit Ende des 18. Jahrhunderts steuerten immer wieder ausländische Schiffe die japanischen Küsten an. Die ankommenden Händler wurden allerdings von den japanischen Behörden zurückgewiesen oder direkt nach ihrer Ankunft von Truppen regelrecht massakriert. Als besonders dreist wurde vom *Bakufu* der Vorstoß einer amerikanischen Fregatte gewertet, die im August 1837 in die Bucht von Edo eingelaufen war und sich erst nach einigen kräftigen Salven der japanischen Küstenverteidigung wieder vertreiben ließ. In diesem Jahr lag eine große Anspannung auf dem Land. Seit dem ein großer Aufstand unter der Führung des *Samurai* Ôshio Heihachirô, der sich gegen die Korruption und die Misswirtschaft in Ôsaka richtete, ganz Japan in Aufregung versetzte. Zusätzlich wurde die Angst vor westlichen Angriffen weiter geschürt, wodurch die Regierung an ihrer rigorosen Politik zur Abschottung des Landes festhielt.

Schon 1825 hatte der Gelehrte Aizawa Seishisai mit seinen *Shiron* (neuen Thesen) einen wichtigen Beitrag zu diesem Thema geliefert. Für ihn war es mit der einfachen Ausgrenzung der westlichen Mächte nicht mehr getan. Das Shôgunat sollte sich lieber zu einschneidenden inneren Reformen durchringen, mit denen sich dann auch der alte *Samuraigeist* wiederbeleben ließe. Jahre später rief Sakuma Shôzan, ein anderer großer Denker, unter dem Schock der

chinesischen Niederlage im Opiumkrieg 1840/42, zur Modernisierung des japanischen Militärs auf. Seine Wertschätzung der westlichen Wissenschaften, die durch Vermittlung der so genannten „Holland-Wissenschaften“ im 18. Jahrhundert bekannt wurde, hat er mit den Errungenschaften der japanischen Kultur versöhnen wollen. So entstand die berühmte Formel „östliche Tugenden, westliche Wissenschaften“, die auch von den konservativen *Samurai* eine grössere Aufgeschlossenheit gegenüber technischen Erneuerungen verlangte und von diesen auch erhielt. So gut die Vorschläge Shôzans und anderer Gelehrter auch waren, unter den verkrusteten Bedingungen des shôgunalen Systems konnten sie nur sehr langsam umgesetzt werden.

Erste Kontakte mit bewaffneten englischen Fregatten an den Küsten Kyûshûs hatten unmissverständlich deutlich gemacht, dass man mit den Waffen des 16. Jahrhunderts nicht den machtpolitischen Herausforderungen des 19. Jahrhunderts gewachsen war. Zur Voraussetzung einer Wiederbelebung der *Samurai* gehörte es ihre außermilitärischen Aktivitäten zu Gunsten militärischer Dienste zurückzustellen. Ebenso wurden die meisten *Samurai* mit Waffen aus dem Westen ausgestattet. Die älteren Regeln, wonach ein berittener *Samurai* von mehreren bewaffneten Fußsoldaten und nicht kämpfenden Dienstleuten begleitet wurde, hatte man im Zuge der vermehrten Ausstattung der *Samurai* mit Gewehren abgeschafft. Fortan galt der Grundsatz: „Ein Mann, eine Waffe!“

In Nagasaki versorgten sich die *Daimyô* mit Waffen und Kanonen der Holländer, die nach kurzer Zeit nachgebaut und verbessert wurden. Ungeachtet dieser Vorbereitungen auf eine künftige Auseinandersetzung mit dem Westen war die Ankunft eines amerikanischen Geschwaders im Hafen von Ôsaka unter der Leitung Kommodore Perrys im Juli 1853 für die meisten Japaner ein großer Schock. Jetzt erst wurde den meisten klar, wie isoliert Japan von den weltpolitischen Entwicklungen war. Man wusste dort nicht, dass die Vereinigten Staaten mit der Einverleibung von Kalifornien und Oregon 1846/48 eine pazifische Macht geworden waren, die sich anschickte, den Europäern in Ostasien Konkurrenz zu machen.

Die Amerikaner ließen sich jedenfalls nicht mit Kugeln noch mit guten Worten abwehren, sondern zwangen das Shôgunat 1854 zum Abschluss eines Freundschaftsvertrags. Vier Jahre später wurde daraus ein formeller Handelsvertrag, dem sich bald andere westliche Mächte anschlossen. Die Nachgiebigkeit des *Bakufu* bei den Verhandlungen über die „ungleichen Verträge“ mobilisierte die politische Elite Japans auf allen Ebenen. Radikale *Samurai* aus den südwestlichen Gebieten machten sich zusammen mit dem Hofadel, der wieder zu einem höheren politischen Gewicht gelangt war, für die gewaltsame Vertreibung der Fremden stark. Gemäßigte *Daimyô* plädierten für eine Zusammenarbeit von *Tennô* und *Shôgun*, weil sie der Regierung alleine nicht mehr die Lösung der Probleme zutrauten. Die politischen Aktivitäten verlagerten sich einmal mehr vom Zentrum in die Peripherie, von der Residenz des *Shôgun* in

Edo an den Hof in Kyoto und in die Burgstädte jener Provinzen, die den Tokugawa seit mehr als zweihundert Jahren kritisch gegenüber standen.

Der bewaffnete Widerstand gegen die „Öffnung“ Japans

In den dramatischen Jahren zwischen der Ankunft Perrys und dem Sturz des letzten *Shôguns* Tokugawa Yoshinobu haben die *Samurai* auf der politischen Bühne Japans eine tragende Rolle gespielt. Das öffentliche Bild der *Samurai* wurde in dieser Zeit von den so genannten *Shishi* (ambitionierten Kriegern) geprägt. Die *Shishi* waren Männer, die auf die äußeren und inneren Krisen des Landes reagierten, indem sie sich aktiv an den aktuellen Debatten beteiligten und ihre nationalistischen Ziele auf dem Weg der „direkten Aktion“, d.h. auch durch Terror, zu erreichen versuchten. Sie waren sich einig, dass sie dem *Bakufu* in Edo nicht mehr die politische Macht alleine überlassen wollten. Die *Shishi* waren dabei das Ergebnis einer Polarisierung, die die japanische Bevölkerung seit den 1850er Jahren erfasst hatte. Viele der *Samurai,* außerhalb der Regierung empfanden die Intervention der westlichen Mächte und die erzwungenen Abschlüsse der „Ungleichen Verträge“ als eine nationale Schande. Die *Shishi* fühlten sich sogar in ihrer persönlichen Ehre verletzt und gaben der Regierung des *Shôgun* die Schuld an der Sache. Die Soziologin Ikegami Eiko hat das Auftreten der *Shishi* als Nachweis dafür genommen, dass es in den Jahren vor der Meiji–Restauration zu einer spürbaren Wiederbelebung des älteren, individualistischen Ehrengedankens gekommen war.

Für eine solche Einschätzung finden sich in der Tat eine Reihe guter Belege. Keiner konnte diesem durchdringenden Verlangen nach dem durchgreifenden Umbau von Staat und Gesellschaft so deutlichen Ausdruck geben, wie der Sozialphilosoph Yoshida Shôin. Seine Rolle als scharfer Kritiker des Systems musste er im Alter von 29 Jahren mit seinem unfreiwilligen Tode bezahlen. Seine Schriften blieben aber weiterhin einflussreich, da er den *Samurai–Beamten* ihr altes, individuelles Ehrgefühl zurückgab. *Haji* („Scham“ oder „Schande“) waren für ihn „das wichtigste Wort im Lexikon eines *Samurai*“ (Yoshida 1972; 319). Persönlichem Gesichtsverlust zu entgehen und die eigene Würde zu bewahren von diesen sozial– moralischen Kodexen sollten sich auch die *Samurai* wieder leiten lassen.

Diesem von Shôin wieder hervorgehobenem Begriff von persönlicher Ehre jenseits von „Beruf“ und „Rang“ sind vor allem die *Shishi* in den letzten Jahren des Shôgunats gefolgt. Man kann diese nationalistischen *Samurai* grob in zwei Gruppen unterteilen: In die der modernen Pragmatiker, die ungeachtet ihrer Ressentiments von der technischen und militärischen Überlegenheit des Westens überzeugt waren, und in die der romantischen Royalisten, bei denen sich der Kampf gegen die Bedrohung von Außen mit einer scharfen Kritik am *Shôgunat* verband, was sie zu leidenschaftlichen Verfechtern einer Wiederbelebung

der Herrschaft des *Tennô* werden ließ: „Verehrt den *Tennô* und vertreibt die Barbaren“, so lautete die Devise dieser Männer. In vielen Fällen handelte es sich bei den *Shishi* um herrenlose, sozial deklassierte *Samurai,* die um 1860 nichts mehr zu verlieren hatten. Die meisten gehörten den niederen Schichten des *Samuraistandes* an. Sie hatten in den Jahrzehnten des ökonomischen Niedergangs den höchsten Preis zahlen müssen.

Nach der erzwungenen Öffnung des Landes gingen etwa 70 Attentate auf Ausländer oder Anhänger des *Shôgun* auf das Konto der Extremisten. Die Vision eines erneuerten Japans unter der Herrschaft des *Tennô* hatten eher die abgeklärten Pragmatiker aus den Daimyaten von Chôshû und Satsuma im Auge. Sie zwangen im Verbund mit einflussreichen Kreisen bei Hof den *Shôgun* zum Rücktritt, besetzten im Januar 1868 den Kaiserpalast in Kyoto, erklärten das *Bakufu* definitiv für abgeschafft und setzten den *Tennô* wieder in seine alten Rechte ein.

Die Historiker haben diesen Vorgängen den Namen *Meiji Ishin* (Meiji–Restauration) gegeben, weil der 16jährige Mutushito als *Tennô* seiner Regierungszeit die Devise *Meiji* („Erleuchtete Regierung“) voranstellte. Mittlerweile ist die Frage nach den treibenden Kräften dieser Restauration gelöst, welche sehr lange umstritten war. Man ist sich einig, dass niedere *Samurai* diese tragende Rolle gespielt haben. Fraglich ist weiterhin, welchen politischen und gesellschaftlichen Leitbildern die Reformer gefolgt sind. Wäre es den *Samurai* gelungen, Berufung und Standesbewusstsein wieder zusammenfließen zu lassen, hätten sie wieder zum Bewusstsein ihrer öffentlichen Verantwortung zurückgefunden. Die Bedrohung des Westens, die durch die Restauration keineswegs verschwunden war, belebte das alte militärische Ethos der *Samurai* wieder. Dieser alte Kriegergeist hat sich aber nun, unter den Bedingungen des modernen Japans, eher in der friedlichen, aber kraftvollen Neuordnung von Staat und Gesellschaft verwirklicht, als in der Konservierung überkommener Privilegien. Mit der Wiederentdeckung des tradierten Ehrbegriffs hatte sich die ökonomische und soziale Dauerkrise der *Samurai* jedoch keinesfalls erledigt. Dabei hatten die vorsichtigen Versuche zur Reformierung des Militärwesens vor der Restauration zwar die Schlagkraft einiger Truppen verstärkt, aber nicht allen sozial deklassierten und beschäftigungslosen *Samurai* eine neue Anstellung verschafft. Dieses Problem wirft nun die nächste nahe liegende Frage auf: Was ist denn aus diesen „wiedergeborenen Kriegern“ ohne Beruf eigentlich nach der Restauration von 1868 geworden?

Die Samurai nach der Meiji–Restauration
Das Ende eines Herrschaftsstands

Die Jahre nach dem Sturz der Tokugawa und der Wiederherstellung der *Tennô*–Herrschaft waren eine Zeit militärischer Konflikte und politischer Experimente. Das Land schien kurz vor

einem Bürgerkrieg zu stehen, denn die Anhänger des *Shôguns* wollten ihre Macht und ihren Einfluss nicht kampflos aufgeben. Während der kriegerischen Auseinandersetzungen, vor allem mit den südlichen Provinzen Chôshû und Satsuma, machten sich die neuen Führer, darunter Saigô Takamori und Ôkubo Toshimichi, zusammen mit den einflussreichen Ratgebern des *Tennô,* daran, Staat und Gesellschaft neu zu ordnen. Dies vollzog sich jedoch eher in improvisierten Schritten, da keiner aus den genannten Führungskreisen über die Macht verfügte, die so genante „Modernisierung von Oben" durchzuführen. Dies führte oft zu einem unsicheren Auftreten in der Öffentlichkeit, was nicht gerade dazu beitrug die Autorität der neuen Regierung zu verbessern.

Nach dem Willen des *Tennô* bzw. seiner Ratgeber, sollten sich alle sozialen Schichten an der Neuordnung des Staates beteiligen. Ihre Interessen sollten dabei politisch angemessen repräsentiert werden. Japan als Ganzes war aufgerufen, sich der Welt gegenüber wieder zu öffnen. Anhand der obigen Schilderung könnte man meinen, dass die ständischen Strukturen und damit auch die hohe Stellung der *Samurai* nicht angetastet wurden. Dies ist jedoch ein gewaltiger Trugschluss.

Zu Anfang blieben die *Samuraibeamten*, an ihrer Spitze die *Daimyô*, noch in ihren alten Ämtern. Doch dann unternahmen die Herren der Territorien, die den Sturz des Shôgunats bereitet hatten, einen neuen Schachzug. Sie boten dem *Tennô* 1869 die Rückgabe der alten Lehensregister an und stellten damit die alten Besitz,– und Herrschaftsrechte zur Disposition. Mit der Annahme dieses Angebots war die ständische Regelung der Edo–Zeit bedeutungslos geworden. Dennoch wollte sich die Regierung nicht sofort zu einer Abschaffung der alten Statusgrenzen entschließen, sondern begann erst behutsam die Gesellschaft nach ihren Vorstellungen umzubauen. Bei diesem Beschluss spielte sicherlich die Angst vor einer Revolte der alten Elite eine tragende Rolle.

Im Jahre 1869 wurden die *Daimyô* mit dem *Kuge* (Hofadel) in einem weniger als 3000 Familien umfassenden neuen *Kazoku* (Hochadel) zusammen geführt und an die Spitze einer neuen „Dreiklassengesellschaft" gestellt. Bis im Jahre 1871 die alten Lehensgebiete in moderne Präfekturen umgewandelt wurden, verblieben die *Daimyô* in ihren Posten. Danach mussten sie jedoch ihre Ämter aufgeben. Der Stand der *Samurai* wurde formell abgeschafft, neu geordnet und umbenannt: Die hochrangigen Angehörigen der Kriegerfamilien mit erheblichen Besitz– und Herrschaftsrechten bildeten die Klasse der *Shizoku* (Kriegerfamilien). Einfache *Ashigaru* (Fußsoldaten) wurden vorübergehend in den Stand der *Sotsuzoku* (Kriegeradel) zusammengefasst. Doch erwies sich diese Trennung in vielen Landesteilen als zu kompliziert, sodass man diese Separierung schon nach wenigen Monaten wieder aufgab. Der kleinere Teil der niederen *Samurai* mit Erbrecht auf Ämter, stieg in die Klasse der *Shizoku* auf. Der größte Teil von ihnen wurde jedoch der dritten Klasse, dem *Heimin* ("gewöhnlichen

Volk“), also den Bauern, Handwerkern und Händlern zugeschrieben.

Diese gesellschaftliche Neuordnung wurde in den nächsten Jahren mit diversen politischen und ökonomischen Maßnahmen verstärkt. Sie stellte den neuen Kriegeradel vor bislang ungeahnte Herausforderungen. Durch die damit eingeführte Ablösung der Reisstipendien verloren die Ex–*Samurai* ihre materielle Lebensgrundlage. Außerdem wurde eine allgemeinen Wehrpflicht eingeführt und zuletzt die Abschaffung der alten Herrschaftssymbole.

Auch wenn die Vorschläge, die dazu aus der Regierung des Meiji–*Tennô* kamen, harte Einschnitte vorsahen, war man sich doch einig darin, eine Lösung zu finden, die auch die historischen Leistungen des Kriegeradels würdigten und diesem ein gesichertes Auskommen in Aussicht stellte. „Es ist eine Notwendigkeit ersten Ranges, sich der *Samurai* zu bedienen. Sie alleine können die staatlichen Angelegenheiten voran bringen. Da andere Länder über keine so vornehme Schicht von Männern verfügt, hat Japan die natürlichen Voraussetzungen und Talente (...) und den Willen zum Fortschritt, um in nicht all zu ferner Zukunft mit den Nationen des Westens zu konkurrieren.“ (Iwakura 1927,2: 548)

In diesem Sinne ging die Regierung die Ablösung der an Lehen gebundenen Stipendien sehr vorsichtig an und entlastete die staatlichen Ausgaben für die *Samurai* nach und nach. Ein zweiter Schritt in der Freisetzung des alten Herrschaftsstands wurde im Januar 1872 mit der Bekanntgabe der allgemeinen Wehrpflicht getan. Die Regierung reagierte damit auf die seit langem bestehende Kritik an der Lebensweise der *Samurai* unter dem Shôgunat und nahm ausdrücklich auf die Tradition der Nara–Zeit im Geist der Restauration Bezug:

„In alten Zeiten wurde das Heer von der Bevölkerung des ganzen Landes gestellt. Im Kriegsfall wurde der Kaiser zum General, sammelte kampfestaugliche Männer um sich und unterwarf damit seine Widersacher. (...) Ursprünglich gab es keine Personen, die sich, wie in späteren Zeiten, zwei Schwerter umgürteten, sich *Bushi* nannten, ein mäßiges Leben führten und soweit gingen Menschen umzubringen, ohne dass die Regierung ihr Verbrechen ahnden konnte.“ (Koike–Good 1994 : 62)

Dieses Gesetz führte unter dem Schock der amerikanischen Intervention dazu, dass die Truppen der kriegsuntauglichen *Samurai* von Männern aus dem Volk verstärkt wurden. Dies erregte seitens der *Samurai* großen Unmut, da viele nicht bereit waren nun an der Seite eines „einfachen Mannes“ zu kämpfen. Es gab aber auch Möglichkeiten der allgemeinen Wehrpflicht zu entkommen, was vor allem Söhne aus dem reichen Kaufmannsstand oder hochrangige *Samuraisöhne* in Anspruch nahmen. Von einer Wiederbelebung des alten *Samuraigeistes* kann jedenfalls dort, wo er eigentlich seinen Platz gehabt hätte, überhaupt keine Rede sein!

Nach der Abschaffung der Reisstipendien und der Aufstellung einer Volksarmee folgte als

letzter Schritt die Einziehung der alten Machtsymbole. Diese Maßnahme wurde von vielen Mitgliedern der *Shizoku* als besonders schmerzhaft empfunden, weil sie einer öffentlichen Demütigung gleichkam. Den *Samurai* war nach Verabschiedung des Gesetzes die öffentliche Züchtigung von Mitgliedern anderer Stände bei Versagung des Respekts untersagt. Nachdem den *Ex–Samurai* bestimmte Privilegien, wie das Tragen eines Haarknotens, eines Zunamens und bestimmter Kleidungsstücke untersagt worden war, folgte 1876 das gesetzliche Verbot zum Tragen zweier Schwerter, als die letzten verbliebenen Insignien der alten Herrschaftsstellung. Viele *Shizoku* fühlten sich an die Zeit Hideyoshis zu Ende des 16. Jahrhunderts erinnert. Das bittere Wort von einer „Zweiten Schwerterjagd" machte die Runde. Vielerorts formierte sich Widerstand, der sich zunächst noch friedlich äußerte, dann aber in eine offene Revolution umschlug.

Die Samurai – Aufstände (1874 – 1877)

Auch nach den Siegen der Regierungstruppen über die Anhänger des Shôgunats kam es immer wieder zu lokal begrenzten Konflikten. Der soziale Protest verband sich meistens mit antiwestlichen und regierungsfeindlichen Einstellungen. Es kam zur Organisation von Vereinigungen, wie der "Kyônisha" ("Vereinigung der starken Beharrlichkeit"), die, wie etwa im Saga–Aufstand von 1874, zu offenen Rebellionen gegen die Präfekturverwaltung aufriefen. Bei den meisten Aufständen ist deutlich zu erkennen, dass die empfundene Schande über den Verlust der Herrschaftssymbole immer eine tragende Rolle gespielt hat. „Wir werden den hiesigen eigentlichen Pfad weiter beschreiten und uns der Schmach des Haareschneidens und Schwertablegens nicht beugen." (Watanabe 1977: 94)

„Man wird die Bedeutung der Rebellionen insgesamt nicht überschätzen dürfen. Sie waren nicht die allgemeine Antwort der *Samuraiklasse* auf deren Auflösung (...), sondern eine Ausnahmereaktion." (Koike–Good 1994: 7) Die politischen Ziele der Aufständischen waren nicht einheitlich. Politische Reaktionen und sozialer Protest vermischten sich in den Aktionen. Man würde fehlgehen, die Revolution als ein Zeichen für eine reaktionäre Gesinnung der *Shizoku* insgesamt zu nehmen. Immerhin beteiligten sich nur ca. 6 % der ehemaligen *Samurai* an den verschiedenen Aufständen. Der größte Teil der ehemaligen *Samurai* war bereit und selbstbewusst genug, sich auf die Herausforderungen der Moderne einzulassen.

Die alte Elite in der neuen Gesellschaft

Der wesentliche Grund, dass es zur Auflösung des feudalen Herrschaftsstandes ohne einen lang andauernden Bürgerkrieg kam, lag darin, dass sich die Umformung der *Samurai* in

Etappen und mit der Aussicht auf Förderung und Ausgleich vollzog.

Mit ihren sozialen und finanziellen Nöten wurden die *Samurai* von der Meiji–Regierung nicht alleine gelassen. Selbstverständlich konnten nicht alle *Ex–Samurai* in der Verwaltung oder in der Armee eine neue Verwendung finden. Die Einführung der freien Berufswahl hatte Anfang der 1870er Jahre noch nicht den gewünschten Erfolg gezeigt. Aus diesem Grund entschloss sich die Regierung zu einem umfangreichen *Shizoku Jusan* (Hilfsprogramm), das sich in zweierlei Richtungen positiv auswirkte: Es eröffnete den ehemaligen *Samurai* neue Beschäftigungsmöglichkeiten und es leistete einen Beitrag zur Modernisierung des Landes.

An der Frage der Beteiligung der *Samurai* am Aufbau einer modernen Finanz– und Industriewirtschaft hat sich seit den 1950er Jahren eine große Debatte entzündet. Viele Wirtschaftshistoriker haben die Auffassung vertreten, dass sich der schnelle Aufstieg des Landes zur zweitgrößten Volkswirtschaft der Welt dem geistigen Erbe und dem tatsächlichen Engagement der *Samurai* verdanken lässt. Der größte Verfechter solcher Thesen war Shibusawa Eiichi, der es vom einfachen *Samurai* am Ende der Shôgunatszeit bis zum Präsidenten der ersten Nationalbank und zum Besitz des größten Textilunternehmens in Ôsaka brachte.

„Insgesamt wird man aber sagen dürfen, dass die Ablösung der *Samurai* als feudalen Herrschaftsstand und ihre Integration in die Gesellschaft des modernen Japans ein politischer Erfolg war. Für diese Schlussfolgerung sprechen mehrere Gründe. Mit der Schaffung des *Shizoku*–Rangs knüpfte man bewusst an die alten Traditionen an und sicherte den ehemaligen *Samurai* zumindest dem Rang nach eine herausgehobene soziale Stellung zu. Die geringe Beteiligung der *Samurai* an sozialen und politischen Protestaktionen spricht ebenfalls dafür, dass sich die Mehrheit mit den Veränderungen abzufinden bereit war. Die Hilfsprogramme der Regierung federten soziale Härte ab und wurden positiv aufgenommen und umgesetzt. Der überaus hohe Anteil der *Shizoku* in der Bürokratie war ein Ausweis sowohl für die persönliche Leistungsbereitschaft, als auch für die nationale Gesinnung dieser neuen Elite. Unzweifelhaft gab es auch Fälle, in denen *Shizoku* in der Meiji-Zeit vor dem wirtschaftlichen Ruin standen. Der größte Teil konnte aber einen höheren Lebensstandard bewahren oder zurückgewinnen. Zwischen 1860 und 1890 hat sich der Anteil der *Shizoku* in Politik, Verwaltung und Wirtschaft sogar verdoppelt, während die Bedeutung des Hofadels drastisch zurückging. (...) Formell blieb der *Shizoku*–Rang bis zur Nachkriegsverfassung von 1947 bestehen. Quantitative Untersuchungen zu sozialen Strukturveränderungen der japanischen Elite haben gezeigt, dass noch im Jahre 1969 21 % des Führungspersonals in Politik, Wirtschaft und Verwaltung aus Familien der ehemaligen *Samurai* bzw. *Shizoku* stammten.“ (W. Schwentker; Die Samurai, S. 15)

Das Erbe der Samurai

„Der Weg des Kriegers“ (Bushidô) im modernen Japan

Bushidô war im alten Japan der Begriff des Ehrenkodex der *Samurai*. Herrschen und Dienen - beide Aufgaben fielen im idealen *Samurai* zusammen! Ein *Samurai* sollte allen gegenwärtigen Versuchungen eines luxuriösen Lebens widerstehen können. Es gibt mehrere verschiedene schriftlich festgehaltene Überlieferungen zur Bedeutung des Bushidô. Zwei von diesen Überlieferungen möchte ich in den folgenden Zeilen vorstellen:

„Die Aufgabe des *Samurai* ist es, über seinen eigenen Platz im Leben nachzudenken, wenn er einen Herrn hat, diesem loyal zu dienen, seine Treue zu seinen Freunden zu vertiefen, und unter Bedachtnahme auf seine Stellung sich vor allem seinen Pflichten zu widmen (...). Der *Samurai* überlässt die Geschäfte den Kaufleuten, Bauern und Handwerkern und beschränkt sich darauf, den Weg vorzuleben. Wenn jemand aus den drei Ständen des Volkes gegen die Moral verstößt, dann bestraft ihn der *Samurai* und hält somit die moralischen Grundsätze des Landes aufrecht.“ (Tsunoda 1958: 389)

„Ich habe herausgefunden: Bushidô, der Weg des Kriegers, liegt im Sterben. Wird man mit zwei Alternativen konfrontiert, Leben und Tod, so soll man ohne zögern den Tod wählen. Daran ist nichts Schweres; man muss nur fest entschlossen sein Ziel verfolgen. Es ist nicht verwerflich zu sterben, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Auch in diesem Falle ist der Tod eines *Samurai* frei von Schande, auch wenn andere ihn sinnlos oder wahnsinnig nennen mögen. Das ist die Essenz des Bushidô!“ (Yamamoto 2002: 5).

Es sind zwei völlig unterschiedliche Aussagen, jedoch charakterisieren beide „Den Weg des Kriegers“.

Die Morallehre der *Samurai*, so wie sie in der Edo–Zeit von verschiedenen konfuzianischen Denkern entwickelt wurde, behielt auch unter den Bedingungen von Industrialisierung und Kolonialisierung ihre Gültigkeit. Sie wurde den neuen Verhältnissen angepasst und in diesem Zusammenhang zu neuem Leben erweckt. Der japanische Schriftsteller Nitobe Inazô formulierte die Bedeutung des Bushidô im neuen Japan so: „ Bushidô was and still is the animating spirit, the motor force of our country.“ [Bushido war und ist der animierende Geist, die Antriebskraft unseres Landes.“] (Nitobe 1905: 171)

In diesem Sinne ist der Bushidô nach 1900 fortgeschrieben worden. Dass er ein Stück politischer und kultureller Ideologie war, kann man beispielsweise an seiner Instrumentalisierung für die Ziele Japans im Krieg gegen Russland von 1904/05 ablesen. Staat und Militärführung bemühten sich in diesem Krieg den Gedanken des „patriotischen

Soldaten“, der den *Meiyo no Senshi* („ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld“) suche, populär zu machen. Dasselbe geschah bei der Ausrufung der Kamikaze–Flieger („Götterwind“ siehe Seite 13 „Die Abwehr der Mongolen–Invasion“) des 2. Weltkrieges. Jedoch galt diese Ideologie nur für die wenigsten der Soldaten. Doch manche versuchten ihre Kameraden umzustimmen, wie etwa der unbekannte Autor dieses Textes: „Du nimmst das Leben zu wichtig. Stell dir vor, die ganze Welt würde verschwinden, nur du nicht. Wolltest du dann wirklich weiter leben? Wenn das Leben eines Menschen irgendeinen Sinn hat, dann liegt das nur an seinen Beziehungen zu anderen Menschen. Daraus entspringt das Prinzip der Ehre. Das Leben beruht auf dieser Idee, wie man am Lebenswandel unserer Ahnen, den *Samurai*, sehen kann. Das ist der Kern des Bushidô!“

Vor dem Hintergrund der nationalistischen, militärischen Aneignung des Bushidô vor und während des Krieges überrascht es nicht, dass der Ehrenkodex der *Samurai* nach 1945 diskreditiert wurde. Er spielt weder in der politischen Diskussion noch in der Wissenschaft eine Rolle. Erst in den 1950er Jahren tauchte das Thema der *Samurai* oder des Bushidô wieder auf, und zwar im Bereich der Massenmedien und der Populärkultur. Dort vor allem in japanischen Nachkriegsfilmen, insbesondere von Akira Kurosawa mit „Die sieben Samurai“, „Leibwächter“ u.a. .

Mu–Shin („Nicht – Geist“) als japanische Kalligraphie

Der Geist des Zen im Wesen der Samurai

Von Indien ausgehend verbreitete sich der *Zen*–Buddhismus im frühen 6. Jahrhundert auch in China. Als Wegbereiter und Symbolfigur gilt heute der sagenumwobene indische Gelehrte und Wandermönch Bodhidharma (jap. Daruma). Das Wort *Zen* ist die japanische Lesart des chinesischen Schriftzeichens „*Chan*" für den Sanskritterminus *Dhyana*, das für „Versenkung, Vertiefung" steht. In einem ganz allgemeinen Sinn könnte man den *Zen* als eine Meditationsschule des Buddhismus bezeichnen, der nach *Satori* („Selbsterkenntnis") strebt und auf dem Weg zu diesem Ziel verschiedene Möglichkeiten aufzeigt.
Im Allgemeinen charakterisieren den *Zen* mehrere Elemente: die Erlangung der Buddhaschaft durch *Satori* bzw. „SEin–Sicht" in die eigene Natur, und zwar von innen heraus, und diese Erkenntnisse in der allgemeinen Lebenspraxis umzusetzen, und die Skepsis gegenüber der Abstraktion und Konzeptionalisierung, wie sie etwa für die großen Buchreligionen des Christentums oder des Islam typisch sind, abzulegen.
Im 7. und 8. Jahrhundert waren schon chinesische *Zen*-Mönche nach Japan gereist, jedoch gewann der *Zen* erst im 13. Jahrhundert großen Einfluss. Dabei kam es zur Ausprägung zweier größerer Schulen. Die Rinzai–Sekte wurde zu Beginn der Kamakura–Zeit von dem Mönch Eisai aus dem China der Sung–Dynastie nach Japan gebracht und erlangte ein beherrschendes Maß an Einfluss. Diese Schule verband das *Zazen* (im Sitzen) mit der Übung des *Kôan.* Neben der Rinzai–Schule gab es auch noch die Sôtô–Sekte. Der grundlegende Unterschied beider ist, dass in der Sôtô – Schule das *Kôan* nicht praktiziert wurde, aber dem Schriften lesen und lernen einige Bedeutung beigemessen wurde.

Beide Schulen haben seit dem 13. Jahrhundert in der Kultur Japans tiefe Spuren hinterlassen und in ihrer Betonung des *Dô* („Weges") begannen sie alle japanischen Künste zu beeinflussen.

Nach seiner eigentlichen Philosophie ist der Buddhismus eine in allen Teilen friedliebende Religion, und es mag daher überraschen, dass der *Zen*–Buddhismus als eine seiner wichtigsten Sekten gerade auf die Samurai eine so große Anziehungskraft ausgeübt hat. Es sind im Wesentlichen vier Aspekte die die Verwandtschaft von *Zen* und *Samurai* bestimmt haben. Das *Zen* war keine komplizierte Wort– oder Schriftreligion, sondern äußerte sich in der Handlung. Als solche kam sie den militärischen Vorstellungen der *Samurai* sehr nahe. Auch die moralisch-religiöse Vorgabe, nicht zurückzuschauen, wenn eine Sache entschieden war, passte gut zu den Vorstellungen der Krieger. Die Meditation verlangte Askese und Stoizismus und führte so bei den Schülern des *Zen* zur Ausprägung eines eisernen Willens, der unter den Kriegern ihren Kampfgeist und ihre Todesbereitschaft ebenso förderte, wie die für den *Zen* typische Indifferenz bezüglich Leben und Tod gegenüber. Das meist sehr enge Verhältnis von Meister und Schüler hat darüber hinaus die Beziehung von Vasallen und Herren bestimmt.

Historisch betrachtet war es kein Zufall, dass sich das *Zen* in Japan zu Beginn der Kamakura–Zeit so rasant verbreitete. In Kyoto stand er in der Konkurrenz zu den älteren buddhistischen Tendai,– und Shigon–Sekten, die eng mit der höfischen Gesellschaft verbunden waren. Die Hôjô–Regenten machten sich deshalb den *Zen* als Instrument und Ausweis ihrer Herrschaft zu Nutze. Insbesondere unter dem seit 1268 amtierenden Hôjô Tokimune, als Staatsmann und General gleichermaßen verehrt, erlebte das *Zen* eine große kulturelle Blütezeit. In seine Amtszeit fallen auch zahlreiche Bauten von buddhistischen Tempeln in Kamakura, von denen der 1282 errichtete *Engaku-ji* der wohl berühmteste ist.

Als vielleicht anschaulichstes Bild des *Zen*–Buddhismus im Wesen der *Samurai*, bzw. in der Anwendung dieser Schule, möchte ich aus einem Text von *Zen*–Meister *Ito Tenzaa Chuya* zitieren:

„ Die wunderbare Kunst einer Katze“

Übungsanweisung einer altjapanischen Fechtschule

„Es war einmal ein Fechtmeister namens Shoken. In seinem Haus trieb eine große Ratte ihr Unwesen. Selbst am hellen Tag lief sie herum. Da machte der Hausherr einmal das Zimmer zu und gab der Hauskatze die Gelegenheit die Ratte zu fangen. Die aber sprang der Katze in das Gesicht und biss sie so, dass diese laut schreiend davon lief. So also ging es nicht. Und so brachte der Hausherr einige Katzen herbei, die in der Nachbarschaft einen guten Ruf genossen und ließ sie in das Zimmer hinein. Die Ratte kauerte in einer Ecke, und so wie eine Katze ihr nahte, sprang sie sie an, biss sie und schlug sie in die Flucht. So ungestüm sah die Ratte aus, dass die Katzen alle zögerten, sich noch einmal heran zu wagen. Da wurde der Hausherr zornig und lief selber der Ratte nach, um sie zu töten. Sie aber entschlüpfte jedem Hieb des erfahrenen Fechtmeisters, und er konnte sie nicht erwischen. (...) Der Diener brachte die Katze. Sie schien sich nicht viel von den anderen Katzen zu unterscheiden, sah weder besonders klug noch besonders scharf aus. So traute der Fechtmeister ihr auch nichts Besonderes zu, aber er machte die Tür etwas auf und ließ sie hinein. Ganz ruhig und langsam ging die Katze hinein, so als erwarte sie gar nichts Besonderes. Aber die Ratte fuhr zusammen und rührte sich nicht. Und die Katze ging ganz einfach und langsam auf sie zu und brachte sie im Maul heraus.

Am Abend versammelten sich in Shokens Haus die geschlagenen Katzen, baten respektvoll die alte Katze auf den Ehrensitz, knieten vor ihr nieder und sagten bescheiden: „Wir alle gelten als tüchtig. Wir alle haben uns auf diesem Wege geübt und uns die Klauen geschärft, um damit jede Art von Ratten, ja sogar Wieseln und Ottern besiegen zu können. Wir hätten niemals gedacht, dass es eine so starke Ratte geben könnte. Aber mit was für einer Kunst habt ihr sie so leicht besiegt? Macht Doch kein Geheimnis aus eurer Kunst und sagt uns euer

Geheimnis!“ Da lachte die alte Katze und sprach: (...) „Worin du dich da geübt hast, ist eben nichts als nur Technik! (*Shos* – die reine physische Kunst.) Dein Geist ist aber besetzt mit der Frage: Wie gewinnen? So haftest du ja noch am Zielen! Wenn die Alten Technik lehrten, so taten sie es, um damit eine Weise des Weges (*Michis Uji*) zu zeigen. Ihre Technik war einfach, beschloss jedoch die höchste Wahrheit in sich. Die Nachwelt aber beschäftigt sich nur noch mit Technik. Dabei erfand man zwar vieles, so nach dem Rezept wenn man dies und das übt, dann kommt dies und jenes dabei heraus. Was aber kommt dabei heraus? Nichts als eine Geschicklichkeit. Unter Preisgabe des überlieferten Weges entstand so unter Aufbietung von viel Klugheit der Wettbewerb in Technik bis zur Erschöpfung und nun kommt man nicht weiter. Das ist immer so, wenn man an Technik und Erfolg denkt und dabei ausschließlich die Klugheit betätigt. Zwar ist die Klugheit eine Funktion des Geistes, wenn sie aber nicht auf dem Weg fußt und allein auf Geschicklichkeit abzielt, dann wird sie zum Ansatz von Falschem und das Errungene zum Übel. Also gehe in dich und übe von nun an im rechten Sinne weiter.“ (...)

Und dann fügte die alte Katze noch etwas Erstaunliches hinzu: (...) „Es ist nicht lange her, da lebte in meiner Nachbarschaft ein Kater. Der schlief den ganzen Tag. Irgendetwas, das nach geistiger Kraft aussah, war nicht an ihm zu bemerken. Er lag wie ein Stück Holz. Niemand hatte ihn je eine Ratte fangen gesehen. Aber wo er war, gab es ringsherum keine Ratten! Und wo auch immer er auftauchte oder sich niederließ, ließ keine Ratte sich sehen. Ich suchte ihn einmal auf und fragte ihn, wie das zu verstehen sei. Er gab keine Antwort. Ich fragte ihn noch dreimal. Er schwieg. Aber eigentlich war es nicht so, dass er nicht antworten wollte, sondern er wusste offenbar nicht, was er antworten sollte. Aber so ist das ja: Wer es weiß, der sagt es nicht, und wer es sagt, der weiß es nicht. Dieser Kater hat sich selbst vergessen und so auch alle Dinge im Kreis. Er war nichts geworden, hatte den höchsten Stand des *Mu–Shin* (Nicht–Geist [Absichtslosigkeit]) erreicht. Und hier kann man sagen, er hatte den göttlichen Ritterweg gefunden: Zu siegen ohne zu töten. Dem stehe ich noch weit nach. (...) Der Sinn jeder Lehre ist nur: auf das, was jeder in sich selbst hat, ohne es selbst schon zu wissen, hinzudeuten und es bewusst zu machen. Es gibt kein Geheimnis, dass der Meister dem Schüler übergeben könnte. Zu lehren ist leicht. Zu hören ist leicht. Schwer ist es aber, dessen bewusst zu werden, was man in sich selbst hat, es zu finden und wirklich in Besitz zu nehmen.“ (...).

(K.G. Dürckheim, Wunderbare Katze und andere Zen – Texte, S. 75 – 84)

Wege in den Tod

Nach der Geburt, dem Eintreten in das Erwachsensein und der Hochzeit, war der Tod das vierte und letzte wichtige Ereignis im Leben eines *Samurai*. Der Tod konnte den Krieger auf zwei ganz verschiedene Weisen erlangen: zum einen als Folge eines Unfalls, einer Krankheit oder dem Alter, zum anderen als Ergebnis eines Kampfes oder einer freien Willensentscheidung. Im ersten Falle handelt es sich um einen unfreiwilligen Tod.

War ein Krieger eines natürlichen Todes gestorben, wurde sein Leichnam nach buddhistischer Tradition bestattet. Die Art der Trauerfeier richtete sich nach dem Status und den Wünschen des Verstorbenen.

Im Allgemeinen wird mit den *Samurai* ein Todeserlebnis assoziiert, das sich aus der ganz spezifischen Todesbereitschaft des Kämpfers ergab: gemeint ist der Tod auf dem Schlachtfeld oder der freiwillige Tod durch *Seppuku* (Selbstentleibung), bei uns eher unter dem Begriff *Harakiri* bekannt. Diese Todesform war mit einem sozialen Geltungsanspruch auf Ehre und Ruhm verbunden und war insofern ein öffentliches Ereignis, das der Betroffene selbst suchte, und zwar als Individuum oder als auserwähltes Mitglied einer Gruppe, die ein bestimmtes elitäres Bewusstsein auszeichnete. Die genauen Ursprünge des *Seppuku* sind auch heute noch nicht ganz klar. Die Historikerin Ikegami Eiko vermutet seine Anfänge in den Rebellionen und Kämpfen im Vorfeld der Errichtung des Kamakura–Shôgunats, also im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts, und sie schätzt, dass es zu Akten der Selbstentleibung auf dem Schlachtfeld eher unter den Minamoto im Nordosten, als unter den Taira im Südwesten Japans, gekommen ist.

Ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts kann man aus den großen Kriegerepen, wie dem „Hôgen Monogatari“ oder dem „Heike Monogatari“ herauslesen, dass insbesondere die Kriegsführer der Minamoto jede Schlacht als Bewährung ihrer Ehre sahen, den Kampf als solchen nutzten und sich in auswegsloser Lage lieber selbst töteten, als dem Gegner in die Hände zu fallen. „Die sich aus militärischen Leistungen und radikaler Todesbereitschaft ergebende individuelle Reputation wog mehr, als der hohe Rang oder die Familienzugehörigkeit.“ (W. Schwentker; Die Samurai, S. 79) Aus dieser Haltung sprach darüberhinaus eine neue Sicht auf den Tod und auf die damit verbundene *Kegare* (Unreinheit). Dies entsprang jedoch nicht dem Buddhismus, sondern einem shintôistischen Reinheitsgebot, das vor allem vom Habitus des Hochadels am Hof in Kyoto in Anspruch genommen wurde. Dem Buddhismus war diese Vorstellung der „Unreinheit“ des Todes fremd. Er propagierte die Vergänglichkeit aller Existenz, was insbesondere von den *Samurai* gerne aufgegriffen wurde.

Erst in der Edo–Zeit kam es zu einer Transformation des *Seppuku*, die eine Folge der Befriedung der Gesellschaft durch die damit verbundene Reichseinigung von 1600 war. Seitdem konnte der *Samurai* theoretisch nur noch auf dem Schlachtfeld einen ehrenvollen Tod

sterben; in der Praxis war dies in einem Staat, der keinen Krieg mehr führen musste, nur noch in Ausnahmefällen, beispielsweise bei der Niederschlagung von Aufständen, möglich. Dafür setzte sich *Seppuku* als privilegierte Strafe für höhergestellte *Samurai* durch. Wurde ein Angehöriger der obersten Gesellschaftsschicht eines schweren Verbrechens überführt, konnte er zum Tode durch *Seppuku* verurteilt werden. Damit wurde nicht nur die Ehre des Delinquenten wieder hergestellt, sondern auch die Autorität von Staat und Stand öffentlich demonstriert.

Inwieweit die Kultivierung des *Seppuku* in der Edo–Zeit fortschritt, zeigen zahlreiche Aufzeichnungen von genauen Anweisungen dieses Rituals:

Der zur Selbsttötung Verurteilte konnte vor seiner Hinrichtung ein reinigendes Bad nehmen und sich die Frisur festlich richten lassen. Danach wurden ihm weiße Unterkleider und ein weißer Kimono angelegt. Als Platz für die Selbstentleibung waren zwei Tatamimatten vorgesehen, auf welchen weiße Tücher ausgebreitet wurden. Nachdem der Betroffene Platz genommen hatte, wurden ihm zwei Schalen Sake und ein festliches Essen gereicht und schließlich daraufhin auf einem Tablett das Schwert, welches in weißes Papier eingepackt wurde. Hinter dem Verurteilten stellte sich ein *Kaishaku* (Sekundant) auf, der die Aufgabe hatte, den Sterbenden, nachdem er sich das Schwert in die rechte Bauchseite gestoßen und es, so weit es ging, nach oben und links gezogen hatte, zu enthaupten.

Eine spezifischere Form der Selbsttötung war die *Junshi* („Todesgefolgschaft"), mit der ein hoch stehender Vasall seinem Herrn in den Tod folgte. Diese Sitte ist gelegentlich sogar im modernen Japan noch akzeptiert worden. Ein berühmtes Beispiel ist der General Nogi Maresuke, der „seinem" verstorbenen Meiji–*Tennô* während des Begräbnisses am 13. September 1912 zusammen mit seiner Frau in den Tod folgte. Die Todesgefolgschaft war die vollendete Form des Todes und gleichzeitig der radikalste Ausdruck der Treuebindung eines Vasallen zu seinen Herren. Im Extremfall konnte dies auch zu Massensuizit führen. So nahm sich etwa Hôjô Nakatoki nach aussichtslosem Kampf um den Erhalt des Kamakura–Shôgunats im Jahre 1333 das Leben und 432 seiner engsten Vasallen folgten ihm.

Später haben die Regierungen der Tokugawa–Shôgune dieses Ritual der Todesgefolgschaft zu unterbinden versucht, um die Selbstdezimierung der militärischen Elite zu verringern. Bei Androhung von schwersten Strafen wurde *Junshi* verboten; die Kinder der Vasallen, die ihren Herren gefolgt waren, wurden zur Strafe und zur Abschreckung gehängt. Auch wenn das *Bakufu* bei der Durchsetzung des Verbots weitgehend erfolgreich war, hat es doch immer wieder Fälle gegeben in denen es zur Verletzung des Gesetzes kam. Zum einen galt die Todesgefolgschaft als ein „schönes Ritual", die den alten Geist der *Samurai* auch in einer befriedeten Gesellschaft am Leben erhielt; zum anderen versprachen sich die Betroffenen eine Gratifikation für ihre Hinterbliebenen. Im modernen Japan ist die Todesgefolgschaft

gelegentlich noch von einsamen Helden praktiziert worden, um ein politisches Zeichen zu setzen und das alte Ritual der *Samurai* im modernen Japan wieder aufleben zu lassen.

Das Schwert in der japanischen Gesellschaft

In Japan ist das Schwert als Waffe und Machtsymbol bereits aus mythischer Vorzeit überliefert. Das neben Spiegel und Juwel zu den Reichsinsignien des *Tennô* (Kaisers) zählende Schwert ist von seiner Ahnfrau, der Sonnengöttin Amaterasu, auf den *Tennô* übertragen worden. Nach der Legende erschlug *Susanoo* (der ungestüm Männliche), der Bruder der am Himmel erscheinenden großen strahlenden *Amaterasu Omikami*, mit einem Schwert den achtköpfigen Drachen. Als er den Schwanz abschlug, sprang eine Schwertklinge hervor, die er Amaterasu zum Zeichen seines Sieges überreichte. Schärfe und Glanz dieser Klinge waren den sterblichen Nachfolgern der göttlichen Helden unerträglich. Der 10. *Tennô* ließ daher ein Duplikat anfertigen und übergab das Original dem der Sonnengöttin geweihten Schrein von Ise. Bei der Unterwerfung der nördlichen Inselbewohner rettete dieses wunderkräftige Schwert, das ihm die Mönche des Ise-Schreins in den Kampf mitgegeben hatte, dem kaiserlichen Prinzen das Leben. In eine Falle gelockt, gelang es ihm, mit dem Schwert die ihn umzingelnde Feuerfront aufzuhalten. Er mähte in weitem Bogen das Gras und zündete selbst ein Feuer an, das die Feinde vernichtete. Das berühmte Schwert führt daher den Namen *Kusanagi*, (Das Grasmähende).

Obwohl sich in der japanischen Geschichtsschreibung der Ursprung des Schwertes im mythischen Dunkel verliert, ist seine chinesische Herkunft unbestritten. Die ältesten Schwerter Japans hatten eine zweischneidige und gerade Klinge mit beidseitig erhöhtem Grat und verbreiterter Spitze. Diese Form ist im chinesisch-buddhistischen Symbol des Drachenumschlungenen Schwertes überliefert. Die Bezeichnung *Ken* oder *Tsurugi* leitet sich aus dem chinesischen *Kien* her. Auch dem einschneidigen *Katana* wird mythisches Alter zugeschrieben. Bis in die Nara-Zeit hinein spielte das Schwert zwar in allen legendären und historisch überlieferten Kämpfen eine gewisse Rolle, war aber nicht die Hauptwaffe. Nur wenn alle anderen Waffen - vorrangig Pfeil und Bogen aber auch Lanze und Speer - ausgeschaltet waren, diente es der persönlichen Verteidigung.

Im selben Maße wie das Shôgunat erlangten auch die Schwerter und damit die Schwertschmiede an erheblicher Bedeutung. Anfangs war das Schwert ein Rangabzeichen und damit lediglich höchsten Würdenträgern vorbehalten, wurde jedoch im Laufe der Zeit ein Instrument der herrschenden Klasse. Für eine ganze gesellschaftliche Schicht, die Samurai, wurde das Schwert einziger Gebrauchsgegenstand zum Erwerb des Lebensunterhalts. Größe und künstlerische Ausstattung variierten entsprechend ihrer Bestimmung zur Repräsentation oder zum Kampf. Die Herstellung einzelner Schwerter erfolgte unabhängig vom Rang der

Träger. Die Anwendung und den Besitz eines Schwertes regelten zunächst Sitte und Brauch, später auch Verordnungen.

Die Etikette erforderte, dass hohe Beamte des kaiserlichen Hofes sowie die Mitglieder der *kuge* (kaiserlichen Familie) stets ein langes Prunkschwert tragen mussten. Seine Ausstattung war den jeweiligen Gelegenheiten angepasst. Die einschneidigen höfischen Schwerter, *Tachi*, waren leicht konkav, bis 120 cm lang und am Griffende mit einer Quaste verziert. Von prunkvollen Beschlägen der Scheide gingen Seidenbänder aus, die ebenfalls in Quasten endeten. Mit diesen Gehängen wurde das *Tachi* am Gürtel befestigt, so dass es bis in Schenkelhöhe herabhing. Bei religiösen Feierlichkeiten am Hofe oder in der Begleitung des *Tennô* trug man ein dafür bestimmtes Prunkschwert, bei höfischen Festen wieder ein anderes. Für staatspolitische Zusammenkünfte war ein weiterer Typ des *Tachi* vorgeschrieben. Bei gleich bleibender Form variierten sie lediglich in der mehr oder weniger glanzvollen Ausstattung. Jeder Typ war unter einem bestimmten Namen bekannt. Prinzipiell wurde zwischen *Gijo-no-Tachi* (Prunkschwertern für Feste) und solchen für Ratsversammlungen (*Hejo-no-Tachi*) unterschieden. Außer dem *Tachi* trug man, in der Gürtelschärpe versteckt, ein *Tanto* (Dolch). Seit Beendigung der großen Feudalkriege (um 1580) wurde er sichtbar getragen. Ein *Kaiken* (etwas kürzerer Dolch) gehörte auch zur Ausrüstung jeder Frau der herrschenden Klasse.

Als die Bedeutung des *Buke* (ländlichen Adels) und seiner stehenden Heere zunahm, gehörten die Schwerter als Nahkampfwaffe nicht mehr nur zur kriegsmäßigen Ausrüstung und Bewaffnung jedes Soldaten, sondern sie wurden ständiges Zubehör auch der zivilen Kleidung. In den *Obi* (das breite textile Gürtelband) eingesteckt, trugen die Mitglieder des Kriegerstandes, vom *Shôgun* bis zum einfachen Gefolgsmann, das etwa einen Meter lange *Katana* und das etwas kürzere *Wakizashi*. Beide werden unter dem Begriff *Daisho* (aus dem sino-japanischen «groß und klein») als zusammengehörendes Paar zusammengefasst. Im Unterschied zu dem am Gürtel hängenden *Tachi* steckte das *Daisho*-Paar mit der Wölbung, also mit der Schneide nach, oben im Gürtel. Durch die Verordnungen von Tokugawa Ieyasu wurde diese Sitte gesetzlich verankert. Sein 35. Gesetz besagt: „Das Schwert ist die Seele des Samurai. Wer es verliert, ist entehrt und der strengsten Strafe verfallen.“ Im Unterschied zu den Samurai, denen es erlaubt war, ständig zwei Schwerter zu tragen, durften seit dem Jahre 1603 Händler, Bauern und Bedienstete bei Feierlichkeiten, Hochzeiten, Beerdigungen ein kurzes Schwert, das *Wakizashi*, mit sich führen. Krämern, Bettlern, Eta und einigen Gruppen, die verachteten Gewerben nachgingen, war das Tragen von Schwertern gänzlich untersagt. Am kaiserlichen Hof hatte jeder Samurai seine Schwerter abzulegen. Shôgune und *Daimyô* hatten das Recht, bei Feierlichkeiten am Hofe ein *Tachi*, ein höfisches Prunkschwert, anzulegen. Vor dem Kaiser durfte kein Samurai mit Schwert erscheinen. Näherte sich ein

einfacher Samurai, ein Vasall, einem höheren Beamten, so musste er seine beiden Schwerter gegen eins, das *Chisakatana*, austauschen. Es war länger als das *Wakizashi*, aber kürzer als das *Katana*.

Kinder trugen denen ihrer Väter entsprechende Scheinschwerter aus Holz. Mit der Aufnahme in die Gesellschaft der Erwachsenen wurde, begleitet von umfangreichen Feierlichkeiten und ausgedehnten kultischen Handlungen am Ahnenaltar der Familie, den Knaben das *Daisho*-Paar und den Mädchen der Dolch verliehen.

Die Schwerter eines Samurai wurden im Hause auf einem speziellen Schwertständer, dem *Katanakake*, aufbewahrt. Er hatte seinen festen Platz in der *Tokonoma* (Kulturecke, Jahreszeitentisch), einer etwas erhöhten Nische gegenüber dem Eingang des Hauses. Auch das *Katana* eines Gastes wurde hier abgelegt. Das kürzere *Wakizashi* behielt der Gast neben seinem Platz. Die Schwerter bei einem Besuch im Hause eines Freundes im Gürtel zu belassen galt als äußerst unhöflich. Dagegen gehörte es zu den gastfreundlichen Gesten, die kunstvolle Ausstattung der Schwerter, die Schönheit der lackierten Scheide gegenseitig zu bewundern. In die Betrachtung wurde nur der griffnahe Teil der Klinge einbezogen. Das Schwert blankzuziehen bedeutete Feindseligkeit und den Bruch der Gastfreundschaft. Lediglich wenn es der bewundernde Freund ausdrücklich wünschte, zog der Besitzer das Schwert ganz aus der Scheide. Er tat dies vor seinem Gegenüber abgewendet und unter vielen Entschuldigungen und Komplimenten.

Entsprechend der gesellschaftlichen Wertung, die das Schwert in den Epochen der japanischen Geschichte erfuhr, werden alle in Japan angefertigten Schwerter in drei Perioden zusammengefasst. Man unterscheidet die Periode der *Koto* („Alten Schwerter“), die bis zum Jahre 1573, dem Ende der Ashikaga- oder „Helden-Zeit“, reicht; die Periode der *Shinto* („Neuen Schwerter“), sie beginnt mit der Tokugawa-Zeit und die Periode der *Shinshinto* („Gegenwärtigen Schwerter“), sie kündigt sich gegen Ende der Tokugawa-Zeit an und setzt mit der Meiji-Zeit ein. Die bedeutenden Schwertschmiedemeister stammen aus der *Koto*- und *Shinto*-Periode.

Der hohen Wertschätzung der von ihnen gefertigten Schwerter entsprach auch die gesellschaftliche Stellung der *Kaji*, der Schwertschmiede. Zu allen Zeiten bekleideten sie als Künstler einen hohen gesellschaftlichen Rang. Das Schwertschmiedehandwerk übten Angehörige der Samurai und des Hofadels aus. Selbst Kaiser engagierten sich in höchstem Maße, indem sie in engem Kontakt mit Schwertschmieden standen oder selbst mit Hand anlegten. Kaiser Go-Toba (1138-1198) erklärte, die Schwertschmiedekunst sei eine prinzengemäße Beschäftigung. Aus dem 8. Jahrhundert ist überliefert, dass ein Shintopriester als Schwertschmied tätig war. Die japanischen Schwerter wurden also stets von Angehörigen der herrschenden Klasse gefertigt. Im Feudalismus war das japanische Schwert ideologisch,

gesellschaftlich und technisch ein Produkt der herrschenden Klasse. Da die Herstellung von Schwertern zu den höfischen Künsten gehörte, entstanden die ältesten Schwertschmiedezentren in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Hofes oder der Mitglieder der kaiserlichen Familie. Aus der Alte-Schwerter-Periode sind die Meister der Provinzen *Bizen* und *Yamashiro* hervorzuheben. Wegen seiner Festlandsnähe ist *Bizen*, im Süden der heutigen Präfektur *Okayama*, sicher ein Entwicklungszentrum der japanischen Schwertschmiede gewesen. Bis in die Heian-Zeit (794-1192) waren die Schwerter überwiegend aus China importiert worden. *Tomonari Masatsune*, *Takahira* und *Sukehira* sind Namen berühmter Werkstätten von *Bizen*. *Yamashiro*, das Gebiet um die Kaiserstadt Kyoto, brachte neben *Bizen* die bekanntesten Schwertschmiedemeister hervor, unter denen Sanjo Munechika, wie auch seine Schüler Yoshiiye und Kanenaga herausragten.

In der Kamakura-Zeit (1192-1333) verlagerte sich das Produktionszentrum der Schwertschmiede nach Kamakura, die Hauptstadt der führenden Shôgune. Neben den Werkstätten von *Bizen* und *Yamashiro* entstand hier eine eigene Schwertschmiedetradition, die als *Soshu* bekannt geworden ist. Ihre berühmtesten Meister waren Yukimitsu, Masamune und Muramasa. Vorzüglich geschmiedete Klingen von außerordentlicher Schärfe kennzeichneten diese Schwerter. Den Klingen von Muramasa wurde zum Beispiel nachgesagt, sie seien blutdürstig und unheilbringend. Ihre Schärfe reiche aus ein Stückchen Papier, dass im Fluss gegen ein hineingehaltenes Schwert schwimme, zu zerschneiden. Sein Schüler hingegen fertigte Schwerter an denen ein schwimmendes Papier vorbei floss und die Klinge nicht berührte. Er wurde zu einem noch größerer Schmiedemeister wie Muramasa. Tokugawa Ieyasu soll aus abergläubischer Furcht die Herstellung derart scharfer Klingen untersagt haben. Die aus jener Zeit überlieferten Schwerter zählen zu den kostbarsten Gütern der japanischen Kultur. Siebzehn von ihnen aus dem Besitz der Tokugawa-Familie sind seit dem 18. Jahrhundert als Nationalschatz registriert.

Infolge der zunehmenden kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen mächtigen Feudalgeschlechtern entstanden in allen Teilen Japans immer neue Schwertschmiedewerkstätten. Da eine große Menge von Schwertern benötigt wurde, musste der traditionell langwierige Schmiedeprozess verkürzt werden. Im 15. und 16. Jahrhundert raffinierten immer weniger Schwertschmiede den Stahl für ihre Klingen selbst, sondern verwendeten importierte und bereits gebrauchte Eisen- und Stahlsorten. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde die Kunst der Schwertschmiede durch die Verleihung kaiserlicher Titel besonders gewürdigt. Die Titel *Suke*, *Jo*, *Daijo* und *Kami* erschienen nunmehr vor den Namen der Schwertschmiede. Diese hohe gesellschaftliche Wertung leitete jedoch den Niedergang der hochqualifizierten Schwertschmiedekunst in Japan ein. Mit der Befriedung des Landes durch Toyotomi und Tokugawa Ieyasu begann seit 1570 die Neue-Schwerter-Periode. Die Kampfschwerter

verloren ihre Bedeutung und wurden durch Schwerter mit kürzeren Klingen abgelöst, die nunmehr Beiwerk der zivilen Kleidung wurden. Folgerichtig verlagerte sich auch die Aufmerksamkeit der Schwertschmiede von der Klinge zu den einzelnen Elementen ihrer Ausarbeitung. Die Periode der Schmiede von Edo (Tokio), der Hauptstadt der Tokugawa, und Osaka kennzeichnet die hohe künstlerische Gestaltung der Schwertzierrate, die technische Perfektion und Meisterschaft in kleinsten Dingen des täglichen Bedarfs. Drachen, Blüten, Landschaften wurden vorherrschende Motive der Dekoration. Berühmte Namen in dieser Zeit waren Shimosaka Yasutsugu, der seinen Schwertern drei *Aoi* (Malvenblätter), das Familienwappen der Tokugawa, eingravieren durfte, sowie Umetada Myojo, Horikawa Kunihiro, Kobayashi Kunisuke und Inoue Shinkai, die die Traditionen Masamunes fortsetzten. Zahlreiche Werkstätten in verschiedenen Provinzen des Landes bildeten eigene Traditionen aus. Die einzelnen Teile des Schwertes erforderten immer häufiger unterschiedliche Spezialisten. Sie produzierten getrennt voneinander, sodass der Schwertschmied nur noch für die Klingen verantwortlich war. Mehr als die Hälfte aller noch vorhandenen Schwerter entstammen dieser Schaffensperiode japanischer Schmiede. In allen Perioden der japanischen Geschichte gab es etwa 20. 000 Schwertschmiede.

Die Technik der Schwertschmiede

Ein Schwert zu schmieden bedeutete nicht nur ein Handwerk ausüben, sondern war zugleich künstlerisches und technisches Schaffen in hoher Vollendung, wie auch kultischer Handlung. Eine umfassende Beschreibung aller Materialien und Methoden geben zu wollen, die von japanischen Schwertschmiedemeistern in Jahrhunderten genutzt und entwickelt worden sind, würde ein eigenes umfangreiches Werk ergeben. Von den Erfahrungen ungebrochener Tradition getragen, haben sich lokal begrenzte Methoden und spezielle Techniken entwickelt,

die als strenges Geheimnis in den Schwertschmiedefamilien gehütet wurden. Peinliche Sauberkeit während des gesamten Schmiedeprozesses war oberstes Gebot. Dies galt nicht nur für den Arbeitsplatz und die Geräte, sondern auch für den Meister selbst. Bevor der japanische *Kaji* (Schwertschmied) sein meisterliches Werk begann, vollzog er in einem rituellen Akt die Reinigung seines Körpers, legte weiße Gewänder an und verbarg das Kopfhaar unter einer schiffchenförmigen Kappe. Vor dem Götterschrein, der in jeder Schmiede seinen festen Platz hatte, konzentrierte er seinen Geist auf die vor ihm liegende Arbeit, um ihr gutes Gelingen zu gewährleisten.

Die Arbeit des Schwertschmiedes begann mit der Raffination des Rohstahls. Die frühen Schmiedemeister reduzierten auch das Eisenerz in eigenen Brennherden. Als Rohmaterial für die Herstellung der Schwertklingen diente Magnetiteisenerz und eisenhaltiger Sand. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wurden ausserdem importierte Eisen- und Stahlsorten verwendet, die man als *Namban*, von den südlichen Barbaren, bezeichnete und auswies. Zur Aufbereitung des Klingenstahls nahm der Schmied eine Platte aus weichem Eisen und belegte sie mit ausgesuchten Bruchstücken von Rohstahl. In einem Schmiedefeuer von spezieller Kiefernholzkohle wurde beides erhitzt und zusammengeschmolzen, anschließend ausgeschmiedet und abgekühlt. In abwechselnder Folge wurde dieses Metallstück in der Längs- und Querachse überlappt, im Holzkohlenfeuer geschmiedet und erneut gestreckt und gebreitet. Um es vor störenden Verunreinigungen zu schützen, umhüllte es der Meister zwischen den Schweißprozessen mit einem Lehmmantel, der mit Strohasche durchsetzt war. Hammer und Amboss wurden ständig von Staub befreit. Kein Haar durfte auf das Klingenmetall fallen.

Fünfzehn- bis zwanzigmal wiederholte der Schmied den Vorgang des Überlappens, Schmiedens und Abkühlens, so dass schließlich eine einheitliche Stange entstand, die sich aus mehreren tausend Lagen Stahl zusammensetzte. Oftmals wurden drei oder vier solcher Stangen - jede war in der genannten Weise hergestellt worden - zusammengeschweißt, wiederum mehrere Male überlappt und durchgeschmiedet. Mit jedem Glühen im Kiefernholzkohlenfeuer und anschließendem Schmieden war die Veränderung des Kohlenstoffgehalts im Stahl verbunden. Der Stahl wurde systematisch aufgekohlt, während sich Verunreinigungen und Schlackereste stetig verminderten. Bevor der Schmiedemeister den Schwertkörper ausformte, brachte er in das V-förmig gebogene Metallstück aus dem bisherigen Schmiedeprozess ein Kernstück aus relativ weichem Eisen ein. Kern- und Oberflächenmaterial wurden erneut zusammengeschmolzen. Auf diese Weise erzeugten die Japaner Stahlklingen, die jene einzigartige Elastizität und Härte aufwiesen, die sie vor allen anderen orientalischen Schwertklingen auszeichnen. Ein weiterer Grund den Kern aus weicherem Eisen zu machen, waren die hohen Kosten und die Zeit aus Eisen Stahl

herzustellen.

Durch kontinuierliches Hämmern brachte der Schwertschmied am Ende die gewünschte Länge und Form der Klinge hervor. Die möglichst gering gehaltenen Unebenheiten ihrer Oberfläche glättete er anschließend mit Hobeln und Feilen. Zugleich legte er die Schneide an, arbeitete die Angel aus und feilte den *Mekugi-ana* (Durchbruch) zum Befestigen des Griffholzes aus. Danach folgte der kritische Teil der japanischen Schwertschmiedekunst, das Härten der Schnittkante. Dieser Arbeit gingen wiederum rituelle Handlungen voraus. Die gesamte Klinge wurde mit einer dünnen Hülle aus Lehm, Flusssand und Holzkohlenpuder überzogen. In diesen Mantel zog der Meister mit einem dünnen Bambusstöckchen eine feine, gerade, wellenförmige oder unregelmäßige Linie nahe der Schneide. Während des Trocknens entfernte er langsam den Teil des Lehmmantels zwischen der Schnittkante und jener Linie. Der Rest des Lehmgemisches trocknete an. Mit einer Zange fasste er dann die verhüllte Klinge an der Angel und hielt sie mit der blanken Schneide nach unten in das Kiefernholzfeuer, welches durch Blasebälge auf die erforderliche Temperatur gebracht wurde. Da der Schmiedemeister die richtige Wärme an der Farbe der glühenden Klingenschneide erkannte, wurde die Schmiede für diesen Prozess abgedunkelt. Eine überlieferte lyrische Anleitung enthält für das Härten folgenden Hinweis: „Man wärme den Stahl, bis er die Farbe des Mondes annimmt, wenn er sich an einem Juni- oder Juliabend rüstet, seine Reise über den Himmel anzutreten.“ Die glühende Klinge wurde in bereitstehendem Wasser abgeschreckt, dessen Temperatur nach jener Beschreibung die des „Wassers im Februar oder August“ haben sollte. Am Rand des Lehmmantels entstand eine Härtelinie, die auf den Schwertklingen deutlich zu erkennen ist**,** da sich der härtere Teil des Stahls auf der polierten Klinge heller absetzt. Die Form der *Hamon* (Härtelinie) ist sehr wichtig bei der Bewertung des Schwertes. Am Ende seiner langwierigen Arbeit prüfte der Schwertschmied sein Werk gründlich und kritisch. Schließlich signierte er die Angel mit seinem Namen, seinem Titel, dem Ort und dem Namen des Auftraggebers oder des Tempels, dem das Schwert geweiht wurde. Erst danach händigte er es dem *Katana-togi* aus, der die Schneide schärfte und die noch rohe Fläche der Klinge polierte. Mit Hilfe von neun Poliersteinen verschieden feiner Konsistenz, die er nacheinander vom Gröbsten zum Feinsten einsetzte, gab er dem Metall zunächst eine stumpfe Politur. Bis zu 15 Tage benötigte er für diese Tätigkeit. Um die Klinge nicht mit der Hand zu berühren, hielt er sie mit einem Stück Stoff, wenn er den Metallkörper vor- und rückwärts auf dem festgesetzten Stein über einem Wasserbottich rieb. Im Wasser wurden alle Staubteile sofort gebunden. Ihren strahlenden Glanz erhielt die Klinge, wenn sie der Polierer zuletzt mit feinstem Steinpulver abrieb.

Die Klinge des japanischen Schwertes ist gewöhnlich leicht gebogen, einschneidig und hat auf beiden Seiten gratartige Erhebungen, die den Charakter und Wert des Schwertes bestimmen.

Nur die Klingen des kürzeren, *Tanto* genannten, Schwertes oder Dolches weichen von dieser Norm ab. Sie sind glatt, breiter und meistens gerade. Die durchschnittliche Klingenlänge beträgt nach japanischen Maßen über zwei *Shaku,* wie z. B. beim *Tachi* und *Katana*. Ein *shaku* entspricht 30,3 Zentimetern. Zwischen ein und zwei *Shaku* soll die Klinge des *Wakizashi*, unter einem *Shaku* die des *Tanto* lang sein. Bewertet wird eine Klinge nach der vollendeten Gestaltung der sie charakterisierenden Teile. Dazu gehören die *Kissaki* (Spitze), die besondere Sorgfalt beim Schmieden und Polieren erfordert, die *Shinogi* (Gratlinien) und die *Yokote* (Linie), die die Spitze von der übrigen Oberfläche absetzt. Außerdem unterscheiden sich die Schwertklingen durch die schmale, breite, hohe oder flache Gestaltung des dem Rücken zugewendeten Teils der Oberfläche (*Shinogi-ji*), sowie durch dessen Dekoration in Form von Vertiefungen, Rinnen, Inschriften und ornamentalen Gravuren.

Die *Saya* (Scheide) bildete zu allen Zeiten die kunstvolle, der kostbaren Klinge entsprechende Hülle der geschätzten Schwertschmiedearbeit. Verhältnismäßig bescheiden mutet die meist glatte *Saya* (Scheide) aus Magnolienholz an. Ihre Oberfläche wurde vorzugsweise in dunklen Farben gehalten und mit verschiedenen natürlichen Materialien, aber auch der Natur nachgestalteten Motiven überzogen, wie Muschelblättchen, Perlmutt und abgeschliffene oder nachgeahmte Rochenhaut. Kräftige Farben waren den Scheiden höfischer Schwerter vorbehalten. In ihr Dekor wurden oft die *Mon* (Wappenzeichen) der Familie des Trägers einbezogen. Einige Scheiden enthalten Aussparungen am oberen Rand. Sie waren für die Aufnahme eines *Kogatana* (kleinen Messers) und eines nadelartigen *Kogai* (Instruments) vorgesehen. Das Beimesser, dessen *Kozuka* (Griff) ein Teil der künstlerischen Dekoration des Schwerts ist, sitzt stets in der *Ura* (Rückseite) der Scheide oder des Schwertes. Dies kam jedoch erst im 16. Jahrhundert in Gebrauch. Die Nadel steckt parallel dazu auf der *Omote* (Vorderseite). Die Griffteile beider Instrumente tragen gewöhnlich den gleichen Dekor. Wozu sie dienten, ist heute nicht mehr bekannt. Es gibt jedoch vielfache Deutungen. Vermutungen legen nahe, dass im *Kogai* eine alte Form der Haarnadel überliefert ist, welche dazu diente, das Haar unter den Helm zu stecken oder es zu ordnen, nachdem die Kopfbedeckung abgesetzt worden war. Das *Kogatana* kann mit einem ordentlichen Taschenmesser verglichen werden. Nahe der Scheidenmündung sitzt auf der *Omote*-Seite eine *Kurigata* (Öse), durch die das *Sageo* (Seidenband) läuft. Die Scheide wird durch ein *Habaki* (Metallstück) aus Messing am oberen Ende der Schwertklinge so geführt, dass sowohl ihr Herausgleiten, als auch ein Reiben auf der hochpolierten Klinge verhindert werden.

Ein hölzerner *Tsuka* (Griff) bedeckt die Angel. Um ihn festzusetzen, wurde ein kleiner *Mekugi* (Bambuspflock) in die vorgesehene Öffnung in der Angel eingeschlagen. Das Griffholz aus Mahagoni ist mit einem Stück dorniger Schuppenhaut des *Same* (Rochens) bedeckt. Dieses wurde mit einem farbigen Seidenband so umwickelt, dass nur in rhombenförmigen

Aussparungen die dornenartigen Erhebungen zu sehen sind. Gleichzeitig wurden die *Kashira* (Metallkappe) am oberen Ende des Griffes und das kleine *Menuki* (Metallreliefs) kunstvoll und fest eingebunden. Bestimmte Hofschwerter und einige kürzere Schwerter haben keine Griffumwicklung, die Griffkappe, wie auch die kleinen *Menuki,* sind aufgeleimt. Den Abschluss des Griffes gegen das Stichblatt hin bildet die *Fuchi* (Zwinge). Ihr künstlerischer Dekor entspricht gewöhnlich dem der *Kashira*. Die kaum sichtbaren, reizvoll gestalteten *Menuki* dienten als Zierelemente und erhöhten zugleich die Griffe der Schwerter auf der Seite, wo die Finger greifen. Bei hervorragenden Schwertern waren Schwertmessergriff, Schwertnadel und *Menuki* mit übereinstimmenden Motiven ausgestattet.

Zwischen Griff und Klinge wurde zum Schutz der Hand das *Tsuba* (Stichblatt) eingefügt. Sie folgt dem *Fuchi* und ist auf beiden Seiten von dünnen schmucklosen *Seppa* (Unterlegscheiben) aus Kupfer eingefasst. Seine Frontseite ist zum Griff hin ausgerichtet. Seiner Funktion, wie auch der künstlerischen Gestaltung nach, ist das Stichblatt der wichtigste Teil der Ausstattung japanischer Schwerter. Unabhängig vom Schwert und unter Beachtung seiner wertvollen Klinge ist ihm, einer Modeströmung folgend, zu Anfang unseres Jahrhunderts von vielen Sammlern und Autoren besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Das Stichblatt hat gewöhnlich die Form einer flachen Scheibe, in deren Zentrum eine keilförmige Öffnung für die Angel ausgeschnitten ist. Links und rechts von dieser Öffnung befinden sich weitere Durchbrüche, die die *Kozuka* (Griffteile) des Schwertmessers und der *Kogai* (Schwertnadel) aufnahmen. Wurden sie nicht gebraucht, so füllte man die vorgesehenen Öffnungen mit Metall aus. Während die frühen Stichblätter von Schwertschmieden und Plattnern in Verbindung mit dem Schwert hergestellt wurden, bildeten sich seit dem 15. Jahrhundert spezialisierte Meister und in späteren Jahrhunderten selbständige Schulen der Stichblatt- und Zierratherstellung. Dies trug wesentlich dazu bei, dass ihre Produkte kleine Kunstwerke in technischer Perfektion und bewundernswerter Vollkommenheit wurden und dem kostspieligen Leben der höheren gesellschaftlichen Schichten entsprachen. Die Stichblattform der ältesten Schwerter lässt das Vorbild der chinesischen Schwerter erkennen, die im 6. Jahrhundert nach Japan kamen. Diese *Shitogi* erinnern weit mehr an verbreiterte Parierstangen mit korbartigen Bügeln als an die später gebräuchliche Scheibenform. Einfache Eisenstichblätter mit sparsamen ornamentalen Durchbrüchen, mit zum Teil deutlich erkennbaren Hammerspuren des Plattners, kennzeichnen die frühen Arbeiten.

Der gehobene gesellschaftliche Anspruch brachte eine unübersehbare Fülle technischer Raffinessen hervor, die es den japanischen Schmieden ermöglichte naturalistisch getreu metallische Farbmalerei auf kleinstem Raum und ohne Zuhilfenahme fremder Werkstoffe zu vollbringen. Durch Metalllegierungen und Metallfärbung mit Hilfe von Beizmitteln rangen sie dem Material verschiedenste Farbtöne ab. Die technische und künstlerische Vollendung der

ebenso dekorativen, wie ästhetischen Gestaltung und das Einfühlungsvermögen in die Behandlung und Tönung des Metalls als einzigem Mittel farbiger Wiedergabe der Natur und Gesellschaft, stellt alles europäische Können auf diesem Gebiet in den Schatten. Neben Eisen in guter Qualität dienten Silber, Bronze, Messing, Kupfer, sowie drei spezielle Legierungen von Kupfer mit wenig *Shakudo* (Gold), mit 30 bis 50 Prozent *Shibuichi* (Silber) und mit Zinn und Blei (*Sentoku*, eine Messingvariation), zur Herstellung und Dekoration der Stichblätter und übrigen Schwertzierrate. Durch die Behandlung mit einer Beize, die sich aus Kupfervitriol, Alaun und Grünspan zusammensetzte, wurde den Kupferlegierungen unterschiedliche Oberflächenfärbung verliehen. *Shakudo* nahm entsprechend seinem Goldgehalt eine schwarze oder bläulich-schwarze Färbung an, *Shibuichi* variierte zwischen Olivbraun bis Grau, und *Sentoku* brachte das beliebte Chromgelb hervor. Kupfer selbst veränderte sein Aussehen in dem genannten Beizbad nach Fuchsrot. So betonen die Farben die Kunstschmiedearbeit japanischer Meister, ohne den Metallcharakter zu verdrängen. Metalle unterschiedlicher Farbschattierungen wurden zur ansprechenden Gestaltung farbiger Szenen verarbeitet. Die Motive entsprangen einem unergründlichen Strom immer neuer Themen aus Natur, Gesellschaft und Mythologie.

Vielfältig, dekorativ und mit größtmöglicher Akkuratesse sind auch die Oberflächen bei den verschiedenen anderen Schmuckteilen des Schwertes ausgeführt. Die häufig vorhandene *Nanako* (gekörnte Oberfläche) wurde durch mattieren erreicht. Durchbrüche für *Kizukashi* (negative Silhouetten) und plastisch ziselierte geometrische *Marubori* (Ornamente), aber auch feinste lineare *Ito-zukashi* (Perforationen) erzielte man mit Meißeln, Feilen und Sägen. Feine Gravierungen ahmten die zarten Linien der *Katakiri-bori* (Tuschemalerei auf Metall nach). Flache Reliefs wurden in die Oberfläche eingeritzt und geätzt *Niknuibori oder Shishiai-bori*. Hochreliefs goss man in Modellen aus, um sie anschließend mit unterschiedlichen Metallauflagen farbig zu gestalten *Taka-bori*. Die Japaner entwickelten eine Vielzahl von Methoden, um ein oder mehrere Metalle auf eine vorbereitete Oberfläche zu tauschieren. *Zogan* bezeichnet ein Verfahren von Einlegearbeit mit Edelmetalldrähten wie Silber und Gold in weniger wertvolles Metall wie Bronze. *Hon-zogan* bezeichnet das Verfahren, bei dem das gewünschte Motiv aus dem Grundmaterial in nach unten verbreiterten Rillen ausgeschnitten und danach der fremde Metalldraht so eingehämmert wurde, dass eine glatte Oberfläche entstand. Dagegen erzeugte *Taka-zogan* ein die Oberfläche überragendes Relief. Die Unterlage musste dazu mit feinsten Ziselierungen und Aussparungen vorbereitet werden, die außerordentliche Präzision in kleinsten Ausmaßen verlangte. Weder mit dem Auge noch mikroskopisch sind die Fugen zwischen den Metallen der Miniaturbilder zu erkennen. Zur Verzierung von Eisenstichblättern raute man die Oberfläche auf oder gravierte sie, um dann einen *Nunome-zogan* (dünnen Überzug aus anderem Metall) aufschlagen zu können. Reizvolle Muster wurden durch Auflöten und hämmern von Drähten und Drahtstückchen aus

Kupfer, Messing und Silber auf Eisenstichblätter erzeugt *Gomoku-zogan*.

Es ist gänzlich unmöglich, alle Varianten technischer und künstlerischer Gestaltungsmittel zu nennen. Viele Bilder, die dem Japaner vertraute Erzählungen wiedergeben, bleiben uns verschlossen. Jedes einzelne fordert uns jedoch volle Bewunderung ob der in ihm steckenden grandiosen Leistung des Meisters ab. Während europäische Schmiede vergleichbarer Jahrhunderte ausdrücklich bestrebt waren, kostbare Materialien wirken zu lassen oder aber vorzutäuschen, war für die Japaner jedes verwendbare Metall für die künstlerische Gestaltung wertvoll, sei es Eisen, Gold, Kupfer oder Silber. Nicht der Werkstoff an sich sollte zur Geltung gebracht werden. Den japanischen Metallhandwerker interessierte das Material mit all seinen Eigenschaften, die er sich entsprechend seinen Möglichkeiten dienstbar machte. Die Kostbarkeit eines Gegenstandes war daher nicht automatisch in dem edlen Material begründet, sondern in der von Erfahrung geprägten Ausnutzung aller in der metallischen Grundstruktur begründeten Eigenschaften. Diese Grundhaltung, verbunden mit der jahrhundertelangen ungebrochenen Tradition handwerklicher Meisterschaft und Erfahrung, ermöglichte es dem Schmied in Japan, gleich einem hervorragenden Künstler die verfügbaren Metalle nach seinem Willen zu gestalten und in Bildwerken lebendig werden zu lassen.

Iaido in japanischer Kalligraphie

Der spirituelle Weg des Schwertes
„Zu sein in Harmonie mit dem Weg“
I Ai Dô

Die Entstehung der Schwertkunst

Die *Samurai* wurden nach der erzwungenen Öffnung des Landes, vor allem durch die Vereinigten Staaten, im nun immer moderner werdenden Japan in ihrer bisherigen Funktion nutzlos. Das Land und der *Tennô* wollten sich der westlichen Welt anpassen. Sie wollten sowohl militärisch, als auch wirtschaftlich mit dem Westen in Konkurrenz treten können. Ihre Truppen wurden modernisiert, mit Waffen ausgestattet, vor allem aus den USA, und lernten „westlich“ zu kämpfen. Der Mythos und die *Samurai* selbst gingen verloren.

Doch was tat ein *Samurai*, wo er nun überflüssig geworden war? Er gab nicht etwa das Kämpfen mit dem Schwert auf, sondern entwickelte daraus, mit viel geistigem Wissen und Geduld, einen „spirituellen Weg“.

Das *Iaido* in seiner heutigen Form ist ein großartiges Werk von Schwertmeistern der vergangenen Jahrhunderte und seine Ursprünge gehen zurück bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Einer Legende nach soll sich der berühmte *Samurai* Hayashizaki Jinsuke Shigenobu um das Jahr 1570 während einer seiner Meditationen die Natur des *Iai* in einer Vision eröffnet haben. Zu dieser Zeit gab es das *Iaido* noch nicht, weder unter dieser Bezeichnung noch seinem heutigen Sinn nach. Aber weniger die Kodifizierung des *Iai* (zu sein in Harmonie) als Übungssytem an sich war die eigentliche Leistung Jinsukes – dies hatten vor ihm schon einige andere getan – als vielmehr die Betonung des spirituellen Zugangs und der defensiven Anwendung der Schwertführung.

Während der Tokugawa–Periode von 1603–1867 verlor die hohe Kunst der Schwertführung in den kriegerischen Auseinandersetzungen erheblich an Bedeutung. Viele der technischen, wie auch der spirituellen Aspekte des modernen *Iaido* können auf diese Zeit zurückgeführt werden, in der einige der klassischen Schwertkämpfer die Benutzung des Schwertes jenseits seines praktischen Nutzens im Kampf propagierten. Statt wie im *Iai–jutsu* das Üben der Schwertkunst für den Kampf, sollte das Schwert bei *Iaido*, ein spirituelles Instrument der Kontrolle des Selbst sein und das Sein in Harmonie mit dem Weg lehren.

Iaido ist eine nicht kämpferisch orientierte physische und geistige Disziplin, die auf den vorgeschriebenen Gebrauch des traditionellen japanischen *Katanas* (Schwert) oder *Bokken* (Holzschwert) beruht. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen westlichen Ländern

gehört das *Iaido* zu den weniger bekannten Kampfsportarten. Dennoch wird es als der zentrale Schlussstein der japanischen *Budô–Disziplinen* bezeichnet.

Wenn man die japanischen Schriftzeichen des Wortes *Iaido* übersetzt, bedeutet das im Ganzen etwa so viel wie: „Zu Sein in Harmonie mit dem Weg".

Was ist Iaido

Iaido ist eine Kunst der Schwertführung und zählt zu den *Budô* Disziplinen der japanischen Gesellschaft. *Iaido* hat die alten Zeiten der *Samurai* überlebt und ist bis zum heutigen Tag erhalten geblieben.

Das *I* in *Iaido* bezeichnet die Existenz von Körper und Geist, das *Ai* steht für ein innerliches Zusammenführen und Zusammenfinden. Das *Do* bezeichnet nicht nur „den Weg", sondern auch die Anpassungsfähigkeit der Reaktion in Ausführung der Bewegung, wo immer und wann immer eine richtige Antwort gefragt ist. Mit diesen Aspekten schafft *Iaido,* als eine der heutigen *Budô*–Formen, ein exzellentes Training für Gesundheit von Körper und Geist.

Iaido, der Weg des Schwertes, ist eine martialische Kunstform, welche aus einer Abweichung des *Kenjutsu* entstanden ist. Es entwickelte sich im 15. und 16. Jahrhundert in Japan, als eine defensive Methode aus den Angriffen, die es abzuwehren galt, und möglichen Verteidigungen auf dem Schlachtfeld.

Der Zweck von *Iaido* war seinen Gegner durch einen einzigen Hieb oder Schlag außer Gefecht zu setzen, bevor der Gegner selbst zum Zug kommen konnte. Mit dem Ziel ein Verteidigungssystem zu entwickeln, wurde durch das Rekonstruieren verschiedener Situationen und Umstände ein systematischer Weg gefunden das Schwert wirkungsvoll gegen viele verschiedene Formen von Angriffen anzuwenden.

Das Ziel dieser martialischen Kunst erfordert einen ernsten Geist, außerordentliche Konzentration und enorme Geschicklichkeit. Jede Bewegung der Arme, Beine und des Körpers muss mit der offensiven Bewegung des Gegners übereinstimmen und dabei ist es von höchster Wichtigkeit, dass eine Person die Regeln einer Disziplin befolgt, welche behutsam und gründlich befolgt werden sollten. Das Geheimnis des *Iaido* ist ein ruhiger Geist. „Mit einem friedlichen Herzen legst du deine Hand auf den Griff deines Schwertes – im Bruchteil einer Sekunde wird der Gegner außer Gefecht gesetzt – dann kannst du zu deinem ruhigen Geist zurückkehren." Ein gelassener Geist muss zu jeder Zeit gebildet sein. Es wird gesagt, dass das Schwert wie der Geist ist und wenn der Geist rechtschaffen ist, ist auch das Schwert rechtschaffen. Aber wenn der Geist nicht rechtschaffen ist, kann das Schwert niemals anständig geschwungen werden. Man kann sich diesem rechtschaffenen Geist jedoch verstärkt

mit seinem ganzen Herzen und seiner ganzen Seele widmen und dadurch der Perfektion des *Iaido* näher kommen. Es ist sehr schwer *Iaido* komplett zu beherrschen, aber es ist möglich, in vielen Schritten in die Richtung der höchsten Kunst des *Iaido* zu gelangen.

Viele engagierte Menschen haben ihr Leben dem *Iaido* gewidmet, um es so zu beherrschen und weiterzugeben, wie man es heute kennt und praktiziert.

Das physische Praktizieren von *Iaido* schließt das Ziehen des Schwertes, sowie das Parieren von Angriffen und verschiedene Methoden für das Zurückführen des Schwertes mit ein. Die meisten Schulen unterrichten *Iaido* in Verwendung verschiedener, vorbestimmter Bewegungsabfolgen. Diese werden *Kata* oder „*Formen*" genannt. Die Bewegungen werden als Verteidigung gegen Angriffe eines imaginären Gegners gelehrt und jede Form unterrichtet meist mehrere Grundsätze des richtigen Schwertführens.

Die Kunst des *Iaidos* ist eine traditionelle Kunst. Seine Formen sind Jahrhunderte alt und sie wurden seit ihrer Entwicklung von Meister zu Schüler weitergegeben. Die Unterrichts– und Praxismethoden werden von der Verwaltung der „All Japan Iaido Federation" in Japan standardisiert. *Iaido* ist auch in dem Sinne traditionell, da es keine moderne Anwendung hat. Es gibt keinen praktischen Nutzen für das Schwert, keine Methode damit in moderne Kämpfe zu ziehen, deshalb gibt es keinen Grund die Formen zu aktualisieren, oder die Kunst wirksam für die Selbstverteidigung zu machen. Außerhalb physischer Fitnessgründe und seines historischen Wertes, wird *Iaido* hauptsächlich als ein Mittel der Charakter- und Geistesentwicklung praktiziert.

Aber wieso wird in *Iaido* so viel Wert auf das Ziehen des Schwertes gelegt? Diese Betonung ist ein Aspekt geblieben aus jenen Tagen, als diese Techniken im bewaffneten Kampf noch verwendet wurde. Ein Bruchteil einer Sekunde oder ein Millimeter Unterschied in der Position konnte über den Ausgang eines Kampfes entscheiden. Die Schwerter waren extrem scharf und so konnte eine einzige Berührung des Schwertes zum Tode führen. Was man bei *Iaido* übt, ist eine Kunst, nicht eine kämpferische Methode. So müht man sich, um die richtigen Formen und Effizienz, vergisst aber nie die Genauigkeit und Präzision dieser Kunst, welche von den Ursprüngen der kämpferischen Methoden der alten Zeit übernommen worden sind.

Wieso praktiziert man *Iaido*?

Es gibt viele Gründe, warum man *Iaido* übt. *Iaido* zählt zu den Königsdisziplinen der *Budô*–Formen und seine einzigartigen Eigenschaften unterscheiden es so von den übrigen Kampfsportarten. Wie auch bei anderen fernöstlichen Künsten gibt es physische Fitnessvorteile bei der Ausbildung von z.B. Beinen, Armen und Rumpf. Es hilft dabei Schmerzen physischer und psychologischer Natur auszuhalten, aber nicht auf die gleiche Weise wie es energische *Karate*– oder *Judo* Ausbildungen tun.

Iaido wird meistens an einem ruhigen und abgeschirmten Platz geübt. Es wird durch langfristige, sorgfältige Wiederholung präziser Bewegungen im Laufe der Zeit perfektioniert. Die besten *Iaidoka* lassen die Formen mühelos erscheinen, jedoch wird jeder Schüler erzählen, wie viel Anstrengung wirklich erforderlich ist, um *Iaido* richtig praktizieren zu können.

Die Kontrolle der Bewegungen macht *Iaido* in der Praxis sehr sicher. Sobald der Schüler das Wesentliche des Schwertführens gelernt hat, gibt es fast keine Gefahr sich zu verletzen. Das ist ein Grund, weshalb diese Kunst viele ältere Menschen anzieht, die sich von anderen martialischen Künsten abgewandt haben. Ein anderer Grund ist die verbesserte Konzentration. Durch ein großes Fachwerk der Formen und allmählich hinzugefügten Details, verhilft der Lehrer dem Schüler zu einem großen Spektrum an Fachkenntnissen. Mit der Zeit verbessert sich die Fähigkeit, sich zu konzentrieren. Obwohl dies für die meisten kampfsportlich orientierten Ausbildungen üblich ist, scheint *Iaido* diese Konzentration besonders wirkungsvoll zu unterrichten und zu fördern.

Traditionelle Lehrer der Schwertkunst können ihren Schülern eine authentische japanische Lehre vermitteln. Es gibt noch mehrere Vorteile in der Ausbildung von *Iaido*, ohne dass ich hier auf jedes Detail näher eingehen kann. Wiederholte Praxis sollte zu einem innigen, intuitiven Verstehen der Grundsätze führen. Schüler des Zen werden bemerken, dass diese Eigenschaften von *Iaido*, zusammen mit *Kyudo*, dem traditionellen japanischen Bogenschießen, welche als die höheren Kampfsportarten betrachtet werden, die Konzepte des Zens sehr effektiv zu unterrichten vermag.

Der Ausdruck „Handeln ohne zu denken“ hat häufig einen negativen Beigeschmack im Westen, da man dort eher nach der Devise handelt: „Erst denken, dann handeln“. Sieht man es jedoch in einem anderen Licht, kann es eine nützliche Voraussetzung für die Ausbildung von *Iaido* sein. Alle japanischen Schwertkünste sind in der Feudalzeit Japans entstanden, als man scharfe Schwerter verwendete, um zu kämpfen und um sich gegen seine Feinde zu verteidigen. Ein Konzept, das häufig in der Ausbildung jener Zeiten angewandt wurde, hatte den Ausdruck „*Muga Mushin“*. Grob übersetzt bedeutet dieser: „Kein Selbst, kein Geist". Die Idee war, dass wenn die Krieger für eine lange Zeit nur hart genug trainierten, sie in der Lage wären, alle Siegesgedanken zu verlieren und die Kraft der Götter (oder was wir heute „Intuition" nennen) durch Ihren Körper wirken zu lassen und ihre Gegner damit besiegen zu können. Eine Hauptschwierigkeit diesen Zustand zu erreichen, bestand darin, dass jegliche Art der Einbildung diesen Vorgang stören würde. Jedoch wurden die Soldaten des feudalen Japans unterstützt ihren Eigennutz zu verstärken und ihre eigenen Prinzipien zu festigen, was nicht zur Umsetzung dieser Idee beitrug.

Heute mühen wir uns deshalb uns auszubilden ohne nach kurzfristiger Belohnung oder eigener Selbstzufriedenheit zu streben. Stattdessen kann diese Idee jedoch zu langfristigem Vertiefen

der Wahrnehmung und zu einer Gelassenheit und Klarheit unserer geistigen Einstellung führen, ähnlich wie man es durch Praktizieren des Zen, des Yogas oder anderer Meditationsformen erreichen kann.

Die *Muso Jikiden Eishin – Ryu* Schule

Der vollständige Name der Kunst des *Iaido* ist *Muso Jikiden Eishin-Ryu*, es bedeutet etwa so viel wie: „Unvergleichliche, direkte Kunst des wahren Geistes“. *Eshin-Ryu* ist die am weitesten verbreitete Schule des *Iaido* in Japan und entspringt einer ungefähr 450 Jahre alten Abstammung. Sie ist die zweitälteste noch vorhandene kriegerische Kunstform in Japan. Die einzige *Budô*–Form mit einer längeren Geschichte ist die *Tenshin Shoden Katori Shinto-Ryu.* Der Gründer von *Eishin-Ryu* war *Hayashizaki Jinsuke Minamoto Shigenobu*, der zwischen 1546 und 1621 in der heutigen *Kanagawa* Region lebte. Viele der historischen Details des Lebens von *Hayashizaki* sind erst bekannt geworden, seitdem er zu den berühmtesten kriegerischen Künstlern in Japan zählt. Seine Geschichte ist jedoch nicht exakt belegbar, aber es scheint klar zu sein, dass er während einer Zeit der unabänderlichen Kriege in Japan aufwuchs und seit früher Kindheit verschiedene Schwertkampfmethoden erlernt hatte. Es wird vermutet, dass er zur *Yamagata* Präfektur ging, um eine Inspiration eines *Kami* (Engelwesen) für die Anleitung einer neuen Art und Weise in der Kunst des Schwertziehens zu erlangen. Er legte dort seinen eigenen Stil der Fechtkunst fest – was für die Verhältnisse dieser Zeit sehr ungewöhnlich war - und nannte ihn *Shimmei Muso-Ryu* („Göttlich inspiriert").

Das *Iaido* von *Hayashizaki* hatte viele verschiedene Namen, da es von Lehrern an Schüler bis zum gegenwärtigen Tag überliefert worden ist. Es wird als das Fundament für die zwei Hauptstile von *Iaido* betrachtet, die heute praktiziert werden: *Eishin-Ryu* und *Muso Shiden-Ryu*. In jeder Generation wurde ein Schulleiter oder *Soke* ernannt, der die Praxis der Kunst zu lehren wusste. Jeder *Soke* hatte seinen eigenen Einfluss auf die Entwicklung seiner Generation gehabt. *Eishin-Ryu* hat eine ungebrochene Linie der Überlieferung von *Hayashizaki Jinsuke* durch einundzwanzig Generationen. Die Namen aller Schulleiter von der Gründerzeit an sind wie folgt:

Hayashizake Jinsuke Minamoto Shigenobu, Gründer

Tamiya Heibei Narimasa, 2. Generation

Nagano Muraku NyuDo, 3. Generation

Momo Gumbei Mitsushige, 4. Generation

Arikawa Shozaemon Munetsugu, 5. Generation

Banno Denemon no Jo Nobusada, 6. Generation

Hasegawa MonDonosuke Eishin, 7. Generation

Arai Seitetsu Seishin, 8. Generation

Hayashi Rokudayu Morimasa, 9. Generation

Hayashi Yasudayu Seisho, 10. Generation

Oguro Motoemon Kiyokatsu, 11. Generation => *Saito Isamu*

Hayashi Masu no Jo Masanari, 12. Generation

Yoda Manzo Takakatsu, 13. Generation

Hayashi Yadayu Masataka, 14. Generation

Tanimura Kume no Jo Takakatsu, 15. Generation

Goto Masasuke, 16. Generation

Oe Masamichi, 17. Generation

Hogiyama Namio, 18. Generation

Fukui Harumasa, 19. Generation

Kono Hyakuren, 20. Generation

Fukui Torao, 21. Generation

Die meisten *Iaido* Historiker sind der Auffassung, dass die Inspiration für den Namen *Eishin-Ryu* aus dem Namen des siebten Generationsschulleiters, *Hasegawa Chikaranosuke Eishin* kam. Nach der elften Generation, dem Abstammungsspalt in zwei separate Linien, führt eine zu *Saito Isamu*, dem achtzehnten Generationsschulleiter des *Muso Shiden-R*yu, und die andere zu *Fuki Taroa* (s.o.). Es gibt auch noch andere weniger weit verbreitete Formen von *Iaido*, die aus der Kunst von *Hayashizake Jinsuke* entstanden sind. Heute wird *Eishin-Ryu* von zwei- oder dreitausend Menschen in Japan praktiziert. Die Verwaltung des Systems wird in erster Linie durch die *Eishin-Ryu* Traditionsvereinigung gehandhabt, von den *Soke* geleitet und von der „Japan Iaido Föderation“ beaufsichtigt. Die Vollversammlung der „All Japan Iaido Federation“ findet jährlich in Kyoto statt, wo sich *Iaidoka* aus dem ganzen Land versammeln, um ihre Sachkenntnisse zu demonstrieren.

Ablauf der Lehrstunden

Das wöchentliche Training beginnt mit dem Eintreten in das *Dojo*. In diesem Raum herrscht sehr großer Respekt voreinander und man geht in das *Dojo,* um für sich selbst etwas zu lernen und dem ständig wachsenden Leistungsdruck unserer heutigen Zeit etwas entfliehen zu können. Es geht nicht darum, bestimmten Leistungen zu entsprechen, sondern jeder lernt in seinem Tempo und genau so viel, wie für ihn selbst notwendig ist.

Betritt man das *Dojo* begrüßt man den Raum mit einer Verbeugung. Diese Verbeugung zeugt von großem Respekt den anderen Schülern gegenüber und dem *Dojo* selbst. Danach werden die Schuhe ausgezogen und man begibt sich in den Ankleideraum. Für *Iaido* benötigt man als erstes ein *Iaito* (Schwert), einen *Keiko-gi* (Kittel), einen *Obi* (breiter Stoffgürtel) und eine *Hakama* (Faltenhose). Wenn man sich daraufhin ankleidet, muss man bestimmte Reihenfolgen und Regeln beachten. Zu erst wird der *Keiko-gi* angelegt, welcher von rechts nach links und danach von links nach rechts gebunden werden muss. Über den *Keiko-gi* wird der *Obi* gebunden, dieser sollte auf die Hüftknochen gesetzt werden. Der *Obi* wird genauso von rechts nach links gebunden. Dabei muss man jedoch beachten, dass Anfangs ein Stück des Gürtels nicht mit eingebunden wird, welches am Schluss mit dem Ende der anderen Seite verknotet werden muss. Bei diesem Knoten, wird der Teil des *Obis* mit dem man gewickelt hat, als erstes einmal längs gefaltet und dann um das andere Ende geknotet. Daraufhin wird mit dem anderen Teil, jedoch wird dieser Teil nicht gefaltet, dasselbe gemacht. Dieser Knoten sollte etwa über den Hüftknochen in der Mitte des Rückens sitzen.

Ist dieser Knoten nun gebunden, wird die *Hakama* angelegt. Bei ihr wird zu erst der vordere Teil direkt über den *Obi* gelegt und dann nach hinten gebunden. Hinten werden die beiden Stoffbänder überkreuzt und wieder nach vorne genommen, wo sie ebenfalls gekreuzt werden. Nun wird hinten ein Knoten gebunden. Über diesen Knoten setzt man den hinteren Teil der *Hakama*. Er besteht aus der Rückseite der Hose und aus einem verhärteten Teil, welcher direkt über den Knoten aufgesetzt wird, sodass der Rücken verstärkt wird. Dieser Teil der *Hakama* wird ebenfalls mit zwei Stoffbändern festgeschnürt. Beide Bänder werden durch den *Obi* hindurch gezogen und daraufhin vorne direkt unter dem *Obi* und auf der Vorderseite der *Hakama* verknotet und durch die anderen Bänder, welche nach hinten laufen hindurch gezogen und in die Seitenöffnung der *Hakama* gelegt. Ist dies alles vollbracht, ist man fertig angekleidet.

Nach dem Ankleiden werden Atemübungen und Dehnübungen gemacht. Die Atemübungen sind dafür gedacht, die innere Kraft und Ruhe zu fördern. Diese Übungen dauern etwa zwanzig Minuten bis eine halbe Stunde. Danach wird zuerst das *Shômen* begrüßt*,* um dem Hausherren Respekt zu zollen, dann der Lehrer, als Dank für seine Unterweisungen und daraufhin das *Iaito,* als Anerkennung für den Gebrauch des Schwertes durch eine Verneigung.

Für diese Begrüßung muss man sich von links nach rechts mit Blick auf das *Shômen* aufstellen, und das in der Reihenfolge des Eintritts in die Schule. Daraufhin kniet man sich auf den Boden und legt das *Iaito* neben den rechten Schenkel. Nun werden zuerst die linke und danach die rechte Hand auf den Boden gelegt. Die Hände müssen etwa eine Handbreit quer und eine Handbreit längs von den Knien entfernt sein. Man legt zuerst die linke Hand auf den Boden, da ein *Samurai* früher noch ein Kurzschwert bei sich trug und dadurch, dass die linke Hand zuerst auf den Boden gelegt wird, konnte die Abwehr eines tödlichen Angriffs durch das Kurzschwert noch durchgeführt werden. Bei Frauen müssen sich beide Hände an der Daumenspitze sowohl als auch an den Zeigefingerkuppen berühren, so dass der Freiraum zwischen den Händen ein Dreieck bildet. Bei der darauf folgenden Verbeugung muss man darauf achten, dass der Rücken gerade bleibt und man sich nur so weit hinunter beugt, dass man sein Umfeld nie völlig aus den Augen verliert. Nach dieser Verbeugung werden die Hände, zuerst die linke und dann die rechte Hand, zurückgenommen und das *Iaito* wird quer vor sich auf den Boden gelegt. Die *Tsuba* muss dabei auf der linken Außenseite des Schenkels liegen und eine Faust breit weiter entfernt sein als die Hände (s.o.). Das *Sageo* muss danach um die *Saya* des Schwertes gelegt werden. Die darauf folgende Verbeugung läuft nach demselben Schema ab wie bereits oben beschreiben. Danach wird das *Sageo* wieder aufgenommen und das Schwert ebenfalls. Das Schwert wird nun direkt vor einen gestellt, so-dass der Freiraum zwischen Knien und Schwert ein gleichschenkliges Dreieck bilden. Nun wird ein kurzer Blick auf den Griff geworfen, und man kann dadurch sehen, ob das *Menuki* noch an der richtigen Stelle sitzt. Das Schwert wird an die linke Seite genommen, mit der Klinge nach oben und man steht auf. Nun greift die rechte Hand über den linken Arm und danach unter die linke Hand, damit das *Sageo* festgehalten wird. Nun nimmt man das Schwert daraufhin auf die rechte Seite, so dass die Klinge nach unten zeigt. Danach verbeugt man sich noch einmal in Richtung *Shômen.* Dann folgt das eigentliche Training. Beim Training werden zuerst einfache Schrittübungen gemacht. Diese sind sehr wichtig für das Ankommen des Körpers und des Geistes, um Abschalten zu können und sich auf das *Iaido* einzulassen. Anschließend werden verschiedene *Katas* geübt. Welche *Katas* man übt ist sehr individuell. Einmal hängt es vom Können eines jeden ab und zum anderen, an was für einer *Kata–Reihe* man gerade arbeitet. Jedoch ist es meistens so, dass der Großteil der Schüler dieselben *Katas* trainiert. Die *Katas* werden einem meistens von seinem Trainer vorgeführt und danach trainiert man selbst an dieser *Kata*. Am Ende einer Trainingseinheit werden die geübten *Katas* meistens noch einmal zusammen durchgeführt.

Während des Trainings findet man durch die hohe Konzentration, die Ruhe und die sorgfältige Wiederholung präziser Bewegungen immer mehr zu sich selbst. Obwohl man immer auch an die technischen Feinheiten des *Iaido* denkt, geschieht ein Prozess des innerlichen Zusammenfindens (*Ai* s. Kapitel: „Was ist Iaido“). Durch dieses innerliche Zusammenfinden

oder Zusammenführen entwickelt sich nach und nach eine große innerliche Stärke. Damit diese innerliche Stärke, Ruhe und das Zusammenfinden stattfinden kann, ist es sehr wichtig an seine Atmung im *Hara* (unterer Bauchbereich) zu denken. Diese Atmung bringt einem die oben erwähnte innere Kraft und Ruhe. Die Atmung kann man jedoch nur erhalten, wenn sich der Körper dementsprechend verhält und von seinem Geist geführt wird. Die richtige Haltung ist dabei ausschlaggebend. Das Becken wird leicht nach hinten abgekippt, daraus bildet sich ein kraftvoller Unterbauch. Der Oberkörper ruht entspannt auf dem Unterleib. Der Nacken ist leicht gedehnt, der Kopf wird ganz leicht, wie an einem Faden nach oben gezogen. Von vorne betrachtet, liegen Nase und Bauchnabel auf einer Linie, von der Seite her liegt die Mitte von Ohr und Schulter auf einer Linie. Entsteht ein steifes Gefühl, ist der Brustbereich verkrampft. Die Schulter wird leicht rund gemacht. Diese Haltung des Körpers bewirkt völlige Entspannung. Ist diese Entspannung des Körpers nicht vorhanden, wirken die Bewegungen steif. Sie sollten hingegen leicht und natürlich wirken. Man muss jedoch darauf achten, den Körper nicht unnatürlich zu bewegen, d.h. nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen und die Bewegungen zu übertreiben.

In *Iaido* gelingt es, durch die sorgfältige Wiederholung dieser kleinen, aber wichtigen Rituale und deren Details sich selbst zu innerer Klarheit zu verhelfen (siehe Kapitel: „die Veränderung des eigenen Ichs“). Jede *Kata* ist ein weiterer Schritt zu dieser Veränderung.

Nach eineinhalb Stunden konzentrierten Arbeitens an den verschiedenen *Katas* ist das Training beendet. Nun verabschiedet man zuerst das Schwert, dann den Lehrer und danach das *shômen*, d.h. in der umgekehrten Reihenfolge wie zu Beginn des Trainings.

Nach der Verabschiedung werden die *Hakama* und der *Keigi-gi* wieder sorgfältig zusammengelegt, so dass die Kleider beim nächsten Mal nicht zerknittert sind.

Für meinen Lehrer stehen während der Unterrichtsstunden die geistigen Werte des *Iaido* im Vordergrund, nicht das technische Können. Dies ist nicht selbstverständlich, da in vielen anderen Schulen die Trainer sehr auf das Technische fokussiert sind. Konzentriert man sich jedoch nur auf das technische Können, wird der Prozess der inneren Veränderung nicht hervorgerufen.

Die Veränderung des eigenen „Ichs“

Was habe Ich für mich selbst bei *Iaido* gelernt

und was kann ich in meinem „normalen“ Leben davon anwenden

Oft ist es so, dass ich mit Informationen überfülltem Kopf und einem absoluten

Gedankendurcheinander mittwochs im *Dojo* ankomme. Doch nach dem Training sind meine Gedanken geordnet, ich bekomme einen Überblick und es erscheint mir nicht alles wie ein Chaos. Ich habe nicht mehr den Drang über alles und jedes nachdenken zu müssen, sondern konzentriere mich nur auf die wirklich wichtigen Dinge.

Am Anfang ist es mir sehr schwer gefallen mich auf das wesentliche im *Iaido* einzulassen. Ich dachte immer über zu viele andere Dinge nach und konnte mich auf das in diesem Moment wesentliche, das *Iaido,* nicht konzentrieren. Im Nachhinein kann ich sagen, dass *Iaido*, als ich dies noch nicht konnte, noch keine wirkliche Auswirkung auf mein übriges Leben hatte. Erst ab dem Zeitpunkt als ich es geschafft hatte auch einmal los zu lassen, die Hektik des Alltags zu vergessen und die Ruhe, die von *Iaido* ausgeht auf mich wirken zu lassen, konnte ich auch das Durcheinander in meinem Kopf ordnen. Doch dies zu lernen war nicht leicht. Man kann nicht einfach loslassen, nicht unbedingt nur von den Dingen außerhalb, sondern auch von dem technischen des *Iaido* selbst. Ich meine damit, nicht immer an ein Richtig oder Falsch zu denken, wenn man *Iaido* übt, sondern auch einfach dem eigenen Körper zu folgen und ihn die Bewegungen ausführen zu lassen, da er weiß, wie es richtig ist. Natürlich musste ich am Anfang die Grundtechniken erlernen und sehr viel daran arbeiten und selbstverständlich denkt man immer daran, ob es nun richtig oder falsch ist. Aber wenn man es schafft, diesen Leistungsdruck, dem man schon im Alltag ausgeliefert ist hinter sich zu lassen, dann kann man seinen Körper frei lassen, ihm einfach nur folgen und irgendwann nichts mehr denken. Das „Nicht–Denken“ zu lernen ist meiner Meinung nach jedoch das Schwierigste. Denn mit „Nicht–Denken“ meine ich wirklich an nichts denken, nicht mal denken, ich denke an nichts. Mir selbst gelingt es nur selten dies zu erreichen und wenn, dann nicht für längere Zeit. Jedoch ist, genau das „Nicht–Denken“ das, was mir die Gedanken ordnet und mir hilft alles klarer zu sehen. Die Ordnung, die ich bei mir selbst schaffen kann ist nur einer der wesentlichen Punkte, den ich von *Iaido* in mein Leben übernehme. Ein weiterer Punkt ist auch eine innere Ruhe, welche ich durch *Iaido* gelernt habe. Diese innere Ruhe wird auch hervorgerufen durch die Ruhe, die *Iaido* selbst ausstrahlt. Ich bleibe in vielen Situationen ruhiger, in denen ich vielleicht davor nervöser oder aufgeregter gewesen wäre. Dies hängt aber sicher mit dem oben Beschriebenen eng zusammen, denn wenn meine Gedanken nicht einigermaßen geordnet sind, wie kann ich dann in schwierigen Situationen den Überblick behalten?

Hinzu kommt eine Stärke, die nicht aus Muskelkraft, sondern aus einem inneren Prozess besteht. Sie macht es möglich, einen körperlich stärkeren Gegner zu bewältigen, da innere Stärke schwerer wiegt als Muskelkraft.

Zusammengefasst kann man sagen, dass die innere Stärke, die innere Ruhe, das Ordnen der Gedanken und das Erkennen des Wesentlichen durch das „Nicht–Denken“ hervorgerufen werden. Dieses „Nicht–Denken“ erreicht man durch Konzentration, welche durch das „Tun“,

also das *Iaido* erfolgt. Das *Iaido* führt also durch die Verkettung von seinen Bestandteilen zu diesen inneren Veränderungen.

Das genannte „Nicht–Denken“ zu erreichen ist ungeheuer schwierig und erfordert hohe Konzentration, Doch manchmal gelingt es auch mir, zumindest für einen kurzen Moment, wirklich nichts zu denken, sondern einfach meinen Körper tun zu lassen. Ich muss aus eigener Erfahrung sagen, dies ist nicht einfach. Es ist wahrscheinlich das Schwierigste und benötigt am längsten Zeit zu erlernen. Genauso geht es aber auch um eine innere Kraft, die man mit der Zeit aufbaut. Eine Kraft, die nicht von Muskeln entschieden wird, sondern von der Stärke meines *Haras* und meines Geistes. Diese Kraft lässt einen eine unglaubliche Stärke spüren und über einen Gegner siegen, obwohl er mit reiner Muskelkraft einem selbst längst überlegen wäre.

Resumee

Angefangen mit *Iaido* habe ich bereits eineinhalb Jahre vor meiner Jahresarbeit. Schon lange interessierte ich mich für japanische Kampfkünste und suchte auch nach einem sportlichen Ausgleich für mich, konnte mich jedoch mit den bekannteren Kampfkünsten wie *Karate* oder *Jiu-jutsu* nicht identifizieren. Als meine Schwester mir dann einen Flyer aus der Stadt mitbrachte, in dem es um japanische Schwertkunst ging, entschloss ich mich dies einmal auszuprobieren. So erlebte ich die Faszination des *Iaido*, die für mich darin besteht, sich mit völliger Gelassenheit und Ruhe körperlich zu betätigen und so der Hektik des Alltags zu entfliehen. Zudem kam, dass das japanische Schwert eine große Anziehungskraft auf mich ausübte und es noch heute tut. Allein das Arbeiten mit einem Schwert gab mir in bestimmter Hinsicht Kraft.

Im ersten Jahr lernte ich hauptsächlich die kleinen aber wichtigen technischen Details des *Iaido*, wie z.B. die richtige Verbeugung oder sorgfältige Ankleiden (siehe Kapitel: „Ablauf der Lehrstunde“). So wurde ich langsam mit den Grundlagen und Grundtechniken des *Iaido* vertraut und lernte, mich auch innerlich viel mit diesem Thema zu beschäftigen.

Durch die intensive Beschäftigung mit diesem Thema in den vergangenen 1 ½ Jahren hat sich meine Einstellung zu dieser Kunst sehr verändert. Es erfordert viel Disziplin die inneren Begebenheiten zu schaffen, die das *Iaido* erfordert. Was mir sehr dabei geholfen hat diese Disziplin aufzubringen war, dass ich durch meine Jahresarbeit selbst viel über *Iaido* und vor allem auch über die inneren Veränderungen erfahren habe, warum sie erforderlich sind und was sie für mein Leben bedeuten. Ich hatte die Möglichkeit viele interessante Bücher über dieses Thema zu lesen und das hat mir geholfen, die Grundsätze des *Iaido* noch mehr zu verinnerlichen und sie auch besser umsetzen zu können. *Iaido* hat mich von Anfang an sehr fasziniert aber im Laufe des vergangenen Jahres ist es mir noch wichtiger geworden. Es ist nun ein fester Bestandteil meines Lebens und wird es hoffentlich auch noch lange bleibt.

Danksagung

Ich möchte mich an dieser Stelle bei einigen Menschen bedanken, die mir geholfen haben meine Jahresarbeit zu ermöglichen:

Der größte Dank gilt als erstes meinem Lehrer *Gregor Lechner*, dafür dass er es mir ermöglicht hat mich durch *Iaido* zu stärken und zu mir selbst zu finden. Außerdem danke ich ihm für die unglaublich große Hilfe bei meiner Jahresarbeit.

Auch meinem Mentor *Armin Degenhardt* gilt ein großer Dank, da er sich immer Zeit für mich genommen hat und meine Jahresarbeit mit großem Interesse verfolgte.

Großer Dank geht auch an *Dshamilya Greiner* dafür, dass sie mich immer unterstützt hat und mit mir auch nächtliche huzzel Aktionen gestartet hat.

Meiner *Mutter* und meiner *Schwester* danke ich, weil sie mich das ganze Jahr über tatkräftig unterstützten und immer für mich da waren.

Vielen Dank auch an *Luzia Fuchs* die schöne Photographien für meine Jahresarbeit machte und sonst auch immer für mich da war.

Glossar

Japanisch	*Deutsche Bezeichnungen bzw. Erklärungen*
ashigaru	Fußsoldat
Bakufu	wörtlich „Zeltregierung“; Militärregierung der *Shôgune* von 1192 bis 1867
Bushi	Krieger
Bushidan	private Militärverbände der Kamakura– und Heian–Zeit
Bushidô	„Weg des Kriegers“, Ehrenkodex der Samurai
Chigiô	Lehen; Landbesitz eines Vasallen
Daimyô	wörtlich „großer Name“; Territorialherren, in der Edo–Zeit Träger großer Lehen von mehr als 10 000 *Koku*
Dojo	Haus, Raum einer Kampfkunstschule
Fudai Daimyô	Engste Vasallenfürsten der Tokugawa
Gokenin	Direkte Vasallen des *Shôgun* mit beurkundetem Lehen, aber ohne Audienzrecht
gôshi	Landwirtschaft betreibender Samurai in der Edo–Zeit
Gundan	Provinzregimenten des frühen Zentralstaats
Hakama	Faltenhose
Han	Bezeichnung für ein Territorium unter der Herrschaft eine *Daimyô*
Hatamoto	wörtlich „Bannerträger“; direkte, hochrangige Vasallen des *Shôgun* mit Audienzrecht
Heimin	„gemeines Volk“; Bezeichnung für die Bevölkerung nach der Restauration
Heishi	Wehrpflichtiger Soldat in den Provinzregimenter

Japanisch	*Deutsche Bezeichnungen bzw. Erklärungen*
Ie	Haus als Personen – und Wirtschaftsverband
Iinsei	Regierung der abgedankten Kaiser
Jizamurai	niederer Samurai, die aus der wohlhabenden Bauernschaft rekrutiert
Jitô	militärischer Aufseher einer Grundherrschaft
Junshi	Todesgefolgschaft (eines Vasallen nach dem Tod seines Herren)
Kaihatsu Ryôshu	Rodungsherr
Kaishaku	Sekundant beim Seppuku
Kakun	Hausregeln
kanjin kizoku	Amtsadel
Katana	Langes Schwert
Kata	Bewegungsabfolgen; Formen
Kazoku	Hochadel ab der Meiji-Zeit
Kizoku	Adel
Koku	Hohlmaß, ca. 180 l
Kokudaka	Normaler Ertrag eines Lehens
Kukuga	Regierung einer Provinz
KokUjin	Lokaler Magnat
Kondei	Wörtlich "kräftige Burschen"; Elitetruppen ab dem späten 8. Jahrhundert
Kuge	Hofadel
Kuni	Provinz
Kuni no Miyatsuko	Provinzadel des alten Japan

Japanisch	*Deutsche Bezeichnungen bzw. Erklärungen*
Miyako no Musha	Krieger der Hauptstadt; Abkömmlinge des Provinzadels mit besonderen militärischen Fähigkeiten.
Mononofu	Bezeichnung für berittenen Krieger in der Heian– Zeit
Nengu	Tributzahlung pro Jahr
Rônin	Wörtlich "Wellenmenschen"; Herrenlose Samurai
Rôtô	Hochrangige Krieger in Begleitung der Provinzgouverneure oder des Hofadels ohne blutverwandschaftliche Bindung an ihr Herren
Sengoku Daimyô	Landesherr zur Sengoku-Zeit
Seii Tai Shôgun	"Barbaren vertreibender großer General"
Seppuku	Rituelle Selbstentleibung
Shizoku	Niederer Adel nach der Meiji – Restauration
Shômen	Besonders gestaltete Ecke eines Hauses; vor der man sich verbeugt um dem Hausherren Respekt zu zeugen
Shôen	Grundherrschaft
Shugo	Militärgouverneur
Sôhei	Mönchssoldaten
Sôryô	Hausvorstände; Patriarchen
Tozama Daimyô	"Außenstehende" *Daimyô* im Herrschaftssystem der Edo-Zeit
Uji	Clans; Sippen im früh geschichtlichen Japan

Literaturverzeichnis:

Die Samurai; Wolfgang Schwentker – C. H. Beck Wissen

Zen und die Kultur Japans; Daisetz T. Suzuki – O. W. Barth Verlag

Zen in der Kunst des kampflosen Kampfes; Meister Takuan – O. W. Barth Verlag

Wunderbare Katze und andere Zen – Texte; K. Graf von Dürkheim – O. W. Barth Verlag

Kampfkünste – Kämpfen ohne zu Kämpfen; Connection Spezial Nr 16 – Kolibri Verlag

© Mechthild Winter, 79102 Freiburg.